BLAU LICHT

131

Leon Picard

★★★★★

Zwischen Abend und Morgen

Blaulicht 131

Leon Picard
Zwischen Abend und Morgen

Kriminalerzählung

Verlag Das Neue Berlin

Ruth Waslander klemmte das Bilderbuch und die Basttasche unter den Arm und verließ den Bus. Nachdem sie die Ginsterheide durchquert hatte, gelangte sie in die Birkenallee, die rechts zum Park führte. Sie beeilte sich, nach Hause zu kommen. Es war Sonnabendnachmittag, und sie hatte Heiko versprochen, mit ihm zur Kirmes zu gehen.
Seit Ruth Waslander von ihrem Mann getrennt lebte, befürchtete sie, er würde versuchen, ihr den Jungen wegzunehmen. In dieser Angst lebte sie von einem Tag zum anderen. Sie fühlte sich nur noch einigermaßen beruhigt, wenn sie den Jungen in der Wohnung ihrer Schwester Charlotte wußte, wo sie einstweilen Unterkunft gefunden hatten.
Charlotte Brand war Taxifahrerin, unverheiratet und ihrem Neffen herzlich zugetan. Sie mußte viel Spätschicht machen und konnte am Tage den Fünfjährigen beaufsichtigen. Ruth Waslander hatte ihrem Sohn eine Menge hübscher Spielsachen gekauft. Sie hoffte, daß es ihm in Gesellschaft der Stofftiere, Murmeln und Wägelchen nicht langweilig wurde.
Jeden Tag führte Ruth Waslander ihren Dienst im Krankenhaus durch. Jeden Morgen ließ sie Heiko bei Charlotte, fuhr mit dem Bus in die Stadt, um die Patienten ihrer Abteilung zu versorgen. Immer war sie freundlich, hilfsbereit, hatte für jeden ein gutes Wort. Sie verteilte die Medizin, mußte Fieber messen, die Betten der Kranken in Ordnung bringen und hatte gelernt, alles anzusehen und zu hören, ohne das Lächeln dabei zu verlieren.

Mit hastigen Schritten ging Ruth Waslander den Parkweg entlang. Auf dem gegenüberliegenden Teich schwammen wilde Enten. Der leichte Wind brachte den Geruch von Nelken herüber. Ruth Waslander bog dann in die Mozartstraße ein. Rasch überquerte sie die Fahrbahn und betrat das Haus Nummer 21, das inmitten eines kleinen Gartens stand, der von der Straße durch eine Reihe immergrüner Büsche getrennt war.

Im Flur war es angenehm kühl. Es roch nach Bohnerwachs und Seife, weil Frau Holzknecht wie jeden Sonnabend beim Treppenreinigen war. Ihre Wangen hatten sich vom Bücken gerötet, das krause, braune Haar wellte ihr über den ganzen Kopf, und die Brille war ihr bis auf die Nasenspitze gerutscht. Die Spannung in Ruth Waslander löste sich ein wenig. Sie versuchte die Falten auf ihrer Stirn zu glätten und tat, als bemerke sie den prüfenden Blick nicht, den die Hauswirtin ihr zuwarf.

„Der Junge hat wieder geweint."

Dies Haus ist voller Augen und Ohren, dachte Ruth Waslander und sagte etwas gereizt: „Was meinen Sie mit wieder?"

„Das ist das vierte Mal in dieser Woche."

Ruth Waslander spürte einen fast unwiderstehlichen Drang, die Frau einfach stehenzulassen.

„Ich sage ja nur", lenkte Frau Holzknecht ein. Das Ehepaar Holzknecht bewohnte die Räume unter Fräulein Brands Wohnung. Seitdem Frau Waslander zugezogen war, konnten sie hören, wenn über ihnen das Kind herumpolterte oder in Tränen ausbrach.

„Müssen Sie ihn denn so oft allein lassen? Ist doch langweilig in der Bude da oben! Ich begreife nicht, daß Sie das übers Herz bringen."

Ruth Waslander stieg schweigend die Treppe hoch. Sie wollte alles vermeiden, was die Hauswirtin ärgerlich machen konnte. Frau Holzknecht spürte, daß es sinnlos war, jetzt darüber zu sprechen. Frau Waslander war ungeheuer empfindsam. Die

Hauswirtin nahm sich vor, mit der Schwester mal ein ernstes Wort zu reden. Trotzdem rief sie hinter Ruth Waslander her: „Ich weiß ja nicht, wie Sie darüber denken, aber wenn Fräulein Brand nicht da ist, können Sie doch den Schlüssel bei uns unten lassen. Dann kann man doch mal nach ihm sehen. Ich meine, ich will mich nicht aufdrängen, ist nur 'n Vorschlag. Ich tu's gern."

„Ja, ja." Ruth Waslander stand vor ihrer Tür und suchte ungeduldig in der Basttasche nach dem Schlüssel. Ach was, dachte sie, die Leute sollen sich um ihren Kram kümmern. Sie schloß die Tür auf und fühlte sich unbehaglich. Wenn man das hört, glaubt man ja, ich sei ein herzloses Geschöpf. Sie betrat den Korridor, warf einen Blick in den Spiegel, der an der Wand über dem Garderobenschränkchen hing, und rief nach ihrem Jungen.

„Ich hab' das Buch vom Kasperle mitgebracht! Schwester Inge hat es besorgt. Aber heute wird nicht geschmökert, wir gehen gleich los zur Kirmes."

Sie ging durch die halboffene Tür ins Wohnzimmer. „Warum antwortest du nicht?" Im selben Augenblick bewegten sich die Fensterflügel. Die Gardine blähte sich kurz auf. Ruths Blick wanderte forschend durch den Raum. Heikos Blondschopf war nicht zu sehen.

„Heiko, wo steckst du denn wieder? Heiko...!" Plötzlich fühlte sie ihr Herz schlagen. Sie eilte laut rufend ins Schlafzimmer, in die Küche, stieß mit dem Fuß einen Stuhl so heftig beiseite, daß im Schrank die Gläser klirrten.

„Laß die Dummheiten, Junge."

Sie verharrte einen Augenblick reglos, horchte mit aller Kraft. Die Stille war ungewohnt, beängstigend.

Auf dem Küchentisch stand ein blaugemusterter Teller mit zwei halben, dünnen Schnitten und ein Becher Milch. Durch das Fenster mit den zur Seite gezogenen Gardinen fiel das helle Sonnenlicht und fing sich in den glitzernden Glasmurmeln, die auf dem Fußboden lagen, daneben der Baukasten, mit dem er

heute morgen gespielt hatte. Ruth Waslander sah das alles überdeutlich.
Obwohl sie sich alle Mühe gab zu glauben, er müsse sich irgendwo versteckt haben, mußte sie bald feststellen, daß der Junge nicht in der Wohnung war. Dann fiel ihr das offene Fenster ein. Sie warf Tasche und Buch auf den Küchentisch, rannte zurück ins Wohnzimmer, zum Fenster. Und dann entdeckte sie die Leiter, die jemand an das Haus gestellt hatte. Sie beugte sich hinaus. Ihre Hand konnte die oberste Sprosse bequem erreichen. Fassungslos starrte sie hinunter in den hinteren Garten.
Er hat ihn geholt, dachte sie. Einfach geholt.
Sie stand am Fenster, unbeweglich, betäubt vor Schreck. Jetzt war das geschehen, wovor sie immer Angst gehabt hatte. Doch alles, was sie dabei empfunden hatte, war nicht halb so schlimm, wie das Gefühl, das sie jetzt überwältigte. Es war, als sei die Welt einen Augenblick eingefroren. Aber sie begriff auch, daß sie sofort etwas tun mußte.
Sie mußte mit Erik sprechen, ihm klarmachen, daß er ihr den Jungen nicht wegnehmen konnte. Sie mußte Heiko zurückholen. Ruth Waslander erinnerte sich, daß zwei Häuser weiter Leute wohnten, die einen Wagen besaßen, und rannte hinaus.
Eine Viertelstunde später sauste der flaschengrüne Wartburg mit hundert Stundenkilometern über die helle Asphaltstraße der Stadt zu. Ruth Waslander saß neben dem Fahrer. Sie trieb zur Eile. Der sonnengebräunte Mann am Steuer, ein kräftiger Sechziger, der sich sofort bereit erklärt hatte, die Schwester seiner Nachbarin nach R... zu fahren, tat sein Möglichstes. In jeder Kurve kreischten die Räder.
Die Straße von Eichelberg nach R... war bestimmt die schönste in der ganzen Umgebung. An klaren Tagen bot sie ein großartiges Bild von saftigen Wiesen, kleinen Wäldern, Hügeln und goldgelben Feldern.
Ruth Waslander hatte keinen Blick für die Landschaft. Sie fühlte Bitterkeit in sich wachsen, die mit unerklärlicher Angst

gemischt war. Was hatte ihr Mann vor? Glaubte er, daß sie nun zu ihm zurückkommen würde?
Erik Waslander wohnte in einem Mietshaus inmitten der Stadt. Der Parkplatz vor dem gelb und weiß angestrichenen Gebäude war fast leer. Ruths Begleiter blieb im Wagen sitzen. Sie bat ihn zu warten.
Es ist ein merkwürdiges Gefühl, wenn man nach längerer Abwesenheit wieder in ein Haus kommt, in dem man sechs Jahre gewohnt hat. Ruth spürte, wie ihr Herz klopfte. Die Treppe schien unter ihr zu schwimmen. Vor der Wohnungstür sammelte sie alle Kraft für das bevorstehende Gespräch. Doch niemand öffnete auf ihr Klingeln.
Eine Frau, die sie nie zuvor gesehen hatte, kam aus der Nachbarwohnung. Sie trocknete sich die Hände an einem Geschirrtuch ab, das sie sich dann unbekümmert über die Schulter warf. „Der Maler ist nicht da."
Ruth Waslander starrte die Frau bestürzt an. „Es ist wegen Heiko, meinem Sohn", sagte sie entschuldigend. „Können Sie mir sagen, ob der Junge hier war?"
Sie versuchte ein Lächeln.
„Ein Junge?" sagte die Frau. „Ich hab' nichts gesehen."
Etwas ratlos ging Ruth Waslander auf die Straße hinaus und auf den Wartburg zu. Der Besitzer des Wagens war nicht aufzufinden; er holte sich wahrscheinlich Zigaretten. Sie hatte keine Ruhe, jetzt hier zu warten, und lief zum Markt. Ihr war das Café „Roseneck" eingefallen, ein Lokal, in dem Erik verkehrt hatte. Sie ging hinein und fragte, ob ihr Mann hier gewesen sei. Niemand konnte ihr eine Auskunft geben.
Nach vielen vergeblichen Wegen und Fragen, ob jemand ihren Mann oder Heiko gesehen hatte, war Ruth Waslander so aufgeregt, daß sie keinen klaren Gedanken mehr fassen konnte. Ihre Angst wurde größer und wies ihr den einzig möglichen Weg.
Abends gegen sechs ging sie zur Polizei.

Das Klingeln des Telefons schreckte Leutnant Stendel aus seinem behaglichen Nickerchen. Er saß im Sessel vor dem Fernsehapparat. Klassisches Ballett war nicht sein Fall. Er unterdrückte ein Gähnen, ging zum Schreibtisch und nahm den Hörer ab. Der Kriminaldauerdienst meldete sich. Stendel erkannte die Stimme des Genossen Vogt und war sofort hellwach. Genosse Vogt ersuchte den Leutnant, nach Eichelberg zu fahren, das war ein Vorort, etwa fünf Kilometer südlich der Stadt. Er setzte ihm mit wenigen Worten auseinander, worum es ging.

„Entführt?" rief Stendel ungläubig. „Sicherlich ist der Kleine auf Entdeckungsfahrt gegangen und hat nicht mehr nach Hause gefunden. Das haben wir doch schon oft gehabt. — Na gut — gut, ich schau' mir die Sache mal an — Mozartstraße 21 — Waslander — Heiko Waslander — in Ordnung — ja." Er legte seufzend den Hörer auf die Gabel. „Erst lassen sie ihre Sprößlinge in der Weltgeschichte umherschwirren, und dann wird Alarm geschlagen."

Alexander Stendel war ein Mann von vierzig Jahren, groß, stark, lebensfroh. Das Hervorstechendste an ihm waren die Augen, deren Blicken kaum etwas entging. Als Sohn eines Lehrers hatte er zunächst Jura studiert und sich später dann der Kriminalistik verschrieben. Vor sieben Jahren hatte er seine erste und einzige Liebe Christine in einem Textilgeschäft kennengelernt, wo sie als Verkäuferin arbeitete. Bald darauf hatten sie geheiratet. Und zwei Jahre später wurde Jörg geboren.

„Möchtest du noch einen Schluck Kaffee? Oder lieber Tee?" fragte Christine und eilte schon in die Küche. Er hörte sie mit dem Geschirr herumhantieren.

„Kaffee, Schatz, einfach Kaffee", rief er ihr nach. Er schlüpfte rasch in Jacke und Schuhe. „Ich habe mich so an deinen Kaffee gewöhnt." Inzwischen wollte er Genossen Suchantke anrufen und informieren.

Bei Kriminalhauptwachtmeister Suchantke war heute Ge-

burtstagsfeier, und er konnte sich vorstellen, daß der nicht gerade begeistert sein würde.
Eine Viertelstunde später kam Hauptwachtmeister Suchantke mit dem Dienstwagen. „Wetten, daß es wieder blinder Alarm ist", sagte er, während Stendel rasch zustieg.
„Wie gehabt", knurrte Stendel, denn er war der gleichen Meinung. Er zog die Tür zu. „Tut mir leid, daß ich Ihre Geburtstagsfeier stören mußte."
„Wie alt ist der Junge denn?" erkundigte sich Suchantke.
„Fünf Jahre. Er heißt...Moment mal —" Er dachte einen Augenblick nach. „So ein neumodischer Name. Heiko — ja, Heiko."
„So heißen viele", sagte Suchantke, der etwas jünger war als der Leutnant. Er hatte ein volles Gesicht, kleine lustige Augen und die prächtigsten Sommersprossen, die man sich denken konnte.
Gegen neunzehn Uhr erreichte der Polizeiwagen Eichelberg und ein paar Minuten später die Mozartstraße. Er hielt vor dem im Abendrot leuchtenden Klinkerbau, in dem Ruth Waslander wohnte. Da das Verschwinden des kleinen Heiko sich bereits in der Nachbarschaft herumgesprochen hatte, war es nicht verwunderlich, daß ein paar Leute das Gartentor umlagerten. Mit erstaunlicher Schnelligkeit sprang Hauptwachtmeister Suchantke aus dem Wagen. Waldläufe am Wochenende und regelmäßiges Schwimmen hielten den Dreiunddreißigjährigen fit. Hinter ihm kam etwas langsamer Leutnant Stendel. Er musterte rasch und unauffällig die umherstehenden Menschen. Hauptwachtmeister Suchantke zerstreute die Neugierigen. „Bitte, gehen Sie weiter. Bleiben Sie hier nicht stehen." Dann folgte er Stendels Wink, begab sich mit ihm ins Haus.
Ruth Waslander führte die Kriminalisten in das Wohnzimmer. „Bitte, nehmen Sie Platz." Die Männer blieben aber stehen, sahen sich prüfend um. Das Fenster stand offen. Während Suchantke, langsam und aufmerksam um sich blickend, durch den Raum ging, wandte sich Stendel an Frau Waslander. Ihr

Gesicht war bleich und vom Weinen zerstört. Eine Frau über Dreißig, mutmaßte Stendel. Er gab sich besondere Mühe, sich taktvoll und vorsichtig auszudrücken. „Nun erzählen Sie mal. Wann kamen Sie nach Hause?"
„Gegen vier. Eigentlich ist mein Dienst erst um fünf zu Ende. Aber es ließ sich so einrichten, daß ich heute zwei Stunden früher gehen konnte. Ich wollte mit Heiko zur Kirmes." Sie gab eine ausführliche Schilderung.
Leutnant Stendel schien sie eine energische, schnell entschlossene Frau zu sein. Während er aufmerksam zuhörte, ließ er wieder seine Blicke durch den Raum schweifen. Er fand, hier war es anders als in vielen Wohnzimmern, die er bisher betreten hatte. Hier gab es weder Vasen noch Blattpflanzen noch kleine Spitzendeckchen oder farbige Sofakissen. Vor der blauen Couch stand eine schlichte Leselampe. Der Teppich war so unauffällig, daß man ihn kaum bemerkte. In einer Schale auf dem Tisch lagen ein paar Pfirsiche. Überall herrschte peinliche Sauberkeit, eine fast ungemütliche Ordnung, und nichts deutete darauf hin, daß der Junge gewaltsam aus der Wohnung geholt wurde.
„Haben Sie hier aufgeräumt?" unterbrach er Frau Waslander. Sie schüttelte den Kopf. „Es war nichts zum Aufräumen da."
„Kein umgekippter Stuhl?"
„Nein."
„Keine Stelle, wo der Teppich verrutscht war?"
„Nein. Nichts."
„Und die Wohnungstür war verschlossen, sagen Sie?"
„Ja natürlich. Es war alles wie sonst. Mir ist nichts Besonderes aufgefallen."
„Nur der Junge war nicht da."
„Ja." Ein Schatten flog über ihr Gesicht. „Wenn man doch etwas tun könnte!"
Stendels freundlicher Gesichtsausdruck veränderte sich nicht. „Deshalb sind wir hier."
Ruth Waslander nickte, schluckte. Die Kehle war ihr trocken

geworden. Sie murmelte eine Entschuldigung und verließ das Zimmer. Gleich darauf kam sie zurück, brachte ein Glas Wasser mit und sank auf einen Sessel, offenbar bemüht, sich zusammenzunehmen. Stendel ließ ihr Zeit, ging ein paar Schritte hin und her und blickte dann zu Suchantke hinüber, der sorgfältig das Fenster untersuchte.

Der Hauptwachtmeister brauchte nur einen Blick. Keine Schrammen am Holz. Der Riegel war unbeschädigt. Auf alle Fälle war das Fenster ordnungsgemäß von innen geöffnet worden. „Ist das Fenster immer offen?" erkundigte er sich.

„Heiko muß es aufgemacht haben", sagte sie leise. Sie versuchte die Tränen zu unterdrücken.

„Der Junge ist fünf? Stimmt das?" fragte Stendel.

„Er wird im Oktober fünf."

Suchantke kam vom Fenster und erklärte, daß er sich die Sache von draußen ansehen wolle. Und als sich die Tür hinter dem Hauptwachtmeister geschlossen hatte, wandte der Leutnant sich wieder an Ruth Waslander. „Ist Heiko ein lebhafter Junge?"

„Sehr. Manchmal nicht zu bändigen."

„Und heute morgen? Wirkte er heute morgen bedrückt? Nervös? Anders als sonst?"

Die Frau schüttelte den Kopf.

„Oder war er besonders aufgekratzt? Sie wissen, was ich meine."

Wieder schüttelte sie den Kopf. Ihr war nichts dergleichen aufgefallen. Er sei so wie immer gewesen.

„Und in dieser Zeit — also zwischen sechs Uhr dreißig, als Sie fortgingen, und Ihrer Heimkehr um sechzehn Uhr — war der Junge allein?"

„Ja."

„Warum geht er nicht in den Kindergarten?"

„Wenn's nach mir gegangen wäre, herzlich gern. Aber es ist ja kein Platz mehr frei. Die Leiterin sagte, wenn wir acht Tage früher gekommen wären, hätte es vielleicht noch geklappt.

Aber jetzt seien sie schon wieder überbelegt. Erst im September, wenn das neue Schuljahr beginnt, werden Plätze frei."
Stendel horchte auf. „Acht Tage früher?"
„Ja. Wir sind erst zwei Monate hier." Ruth Waslander wurde rot. „Ich lebe von meinem Mann getrennt. Dies hier ist die Wohnung meiner Schwester. Sie hat uns aufgenommen — natürlich nur vorübergehend — wie ja alles im Augenblick nur eine Übergangslösung ist."
Leutnant Stendel war überrascht. „Dies ist nicht Ihre Wohnung?"
„Nein."
„Und Ihre Schwester?"
„Ist unterwegs für den Kraftverkehr. Heute früh um vier ist sie schon nach Rügen, kommt erst morgen zurück. Eigentlich macht sie ja Spätschicht, aber sie mußte für einen Kollegen einspringen."
„Aha!" Leutnant Stendel betrachtete sie so aufmerksam, daß ihr unbehaglich wurde. Er sagte: „Es würde mich interessieren, ob außer Ihnen und Ihrer Schwester noch jemand einen Schlüssel für die Wohnung hat."
„Bestimmt nicht."
„Wirklich nicht?"
„Nein, da bin ich ganz sicher."
Stendel sah ihr in die Augen. „Wäre es möglich, daß der Junge die Person kennt, die ihn aus der Wohnung geholt hat? Ich meine . . .", er blickte sich um, „weil nichts auf eine gewaltsame Entführung hindeutet."
Vom Garten herauf tönte Suchantkes kräftige Stimme, noch ehe Ruth Waslander antworten konnte. Stendel ging zum Fenster und beugte sich hinaus. „Irgendwelche Spuren?"
„Ziemlich mies. Die Person muß mindest von der dritten Sprosse auf den Boden gesprungen sein. Aber darüber laufen noch andere Spuren. Sieht so aus, als ob hier Kinder gespielt haben. Alles andere ist verwischt, nicht zu gebrauchen."
„Schauen Sie sich gründlich um", sagte Stendel. „Alles ist

wichtig, das wissen Sie ja." Er kam nachdenklich vom Fenster zurück. Das sah allerdings doch nicht so aus, als ob sich der Kleine verlaufen hatte. Die Leiter konnte er sich jedenfalls nicht allein herangezogen haben.
Stendel blickte auf Ruth Waslander, die nervös an dem Wasserglas nippte. Er knüpfte an seine vorige Frage an. „Haben Sie einen Verdacht, wer ihn geholt haben könnte?"
Sie blickte müde auf, und der Kriminalist fügte hinzu: „Wenn ein Kind verschwindet, werden zuerst einmal die unter die Lupe genommen, die mit dem Kind unmittelbar in Berührung kommen. Wir müssen alle Möglichkeiten in Betracht ziehen." Er ließ seine Worte in das Bewußtsein der Mutter eindringen. „Oder könnte es sein, daß Ihnen jemand einen üblen Streich spielen wollte?"
Ruth Waslander zögerte mit der Antwort. Sie überdachte anscheinend die möglichen Folgen.
„Ich weiß nicht." Sie stand auf, ging zur Anrichte, zog ein Schubfach auf, um ein Päckchen Zigaretten herauszunehmen. „Ja also — ich glaube, daß vielleicht mein Mann diesen Einfall gehabt hat."
Stendel warf ihr einen überraschten Blick zu.
Sie griff nach dem Feuerzeug, zündete sich eine Zigarette an und sagte: „Er muß es gewesen sein. Wer sonst?"
Der Leutnant betrachtete aufmerksam das Gesicht der Frau. Die Schatten, die um ihre dunklen Augen lagen, den sensiblen Mund.
„Es ist mir lieber, wenn ich es Ihnen gleich erzähle", sagte sie leise, „als daß Sie es später erfahren. Sie dürfen ihn deswegen nicht für einen schlechten Kerl halten."
Die Frau wies mit der Hand auf einen Sessel, setzte sich selbst in einen anderen, zog an ihrer Zigarette. Einen Augenblick überließ sie sich ihren unruhigen Gedanken. Dann begann sie zu sprechen.
Sie erzählte von ihrem Mann. Abgesehen von seinen Fähigkeiten als Zeichner und Kunstmaler, sei er der beste Mann der

Welt. Leider glaube er mehr von der Malerei zu verstehen als Michelangelo, Rembrandt, van Gogh, als alle zusammen. Aber von unverkauften Bildern könne niemand leben.
Sie machte eine Pause, rauchte hastig.
„Wir haben so dahingelebt, recht und schlecht. Dann wurde Heiko geboren. Und Erik hat immer weiter gemalt, das Geld ausgegeben, das ich verdiente, und mich dadurch ständig in Trab gehalten. Ich habe sechs Jahre Geduld gehabt, und so großartig ist mein Gehalt nicht, daß ich damit zeitlebens einen erfolglosen Maler durchfüttern kann. Deshalb beendete ich diese Ehe. Natürlich wurde mir das nicht leicht. Mein Mann hat auch darunter gelitten. Noch mehr als ich, glaube ich. In seiner Art hat er mich sehr geliebt." Sie trank einen kleinen Schluck Wasser. „Ja, ich glaube, daß er Heiko geholt hat. Ich habe es schon die ganze Zeit befürchtet. Es hat mir ja auch leid getan, daß der Junge den ganzen Tag in der Wohnung bleiben mußte. Aber hier konnte sein Vater wenigstens nicht... Dachte ich — ja, das dachte ich."
Ruth Waslander schwieg. Ihr Gesicht war rot vor Erregung. Sie rauchte ununterbrochen.
Eine lange Minute blieb es still. Durch das offene Fenster kam der Geruch von Wacholder. Stendel wartete.
Sie litt jetzt unter dem Gedanken, etwas falsch gemacht zu haben. Fast nahm sie es dem Leutnant übel, daß er sich hatte rufen lassen. „Es war verrückt von mir, die Polizei zu verständigen."
Der Leutnant antwortete vorsichtig: „Es ist gar keine Frage, daß sich solche Angelegenheiten besser auf privatem Wege erledigen lassen. Wenn wir von der Kriminalpolizei jedoch eingeschaltet werden..." Er zeigte ein kleines Lächeln. „Meine Fragen sollen Sie nicht beirren. Wir sind hier, um Ihnen zu helfen."
Ihre Nervosität ließ bei den freundlichen Worten merklich nach. „Sie werden sich bestimmt wundern, warum ich... Aber ich wußte einfach nicht, was ich machen sollte."

Mit einem beruhigenden Lächeln sagte er: „Schon vergessen." Dann kam er zum eigentlichen Thema zurück. „Sie bleiben also dabei, daß der Vater die Pflege seines Sohnes beansprucht?"
„Er will ihn haben."
„Aber das Sorgerecht besitzen Sie?"
„Beide. Wir sind noch nicht geschieden."
„Aha." Er sah sie einen Augenblick nachdenklich an. „Dann besitzen Sie ja gar keine Handhabe, den Jungen zurückzuholen."
„Ich bin doch die Mutter."
Allmählich mußte sie erkennen, daß die juristische Seite des Falles sich von ihrer Anschauung unterschied. Sie warf dem Leutnant einen unsicheren Blick zu und meinte leise: „Deswegen darf er ihn doch nicht einfach hier aus der Wohnung holen. Sicher, er hängt an Heiko. Er glaubt wohl auch, daß er durch die Entführung einen Druck auf mich ausüben kann, zu ihm zurückzukommen. Denn er weiß, daß ich den Jungen auf keinen Fall verlieren will."
„Wer wußte eigentlich davon, daß der Junge manchmal allein in der Wohnung war?"
„Eben mein Mann."
„Wer noch?"
„Die Nachbarn natürlich. Aber die Leute sind über jeden Verdacht erhaben."
„Das ist möglich. Wir werden das nachprüfen."
„Die Leute haben ihn sogar gesucht. Bis zum kleinen Wäldchen sind sie gewesen, bei der Hühnerfarm, den Murgraben entlang. Ich habe gar nicht gewagt, etwas zu sagen, obwohl ich genau weiß..."
Leutnant Stendel antwortete nicht gleich, sah sie eine Weile schweigend an. Sein Gesicht war nachdenklich. „Nehmen wir mal an, daß Ihr Mann den Jungen um jeden Preis von Ihnen fernhalten will. Dann wäre die erste Frage, wer ihn bei der Betreuung des Kindes unterstützen könnte. Hat er Verwandte? Eltern? Geschwister?"

„Seine Mutter lebt in Wittenberg und seine Schwester in Lübbenau, sie ist dort mit einem Ingenieur verheiratet."
„Und sonst haben Sie keine Verwandten mehr?"
Die Frau schüttelte den Kopf. „Nur meine Schwester. Aber das sagte ich schon; sie ist unterwegs."
Da Frau Waslander daran festhielt, daß nur der Vater selbst der Entführer gewesen sein könne, wollte Leutnant Stendel den Mann so schnell wie möglich aufsuchen. Bevor er die Wohnung verließ, machte er sich einige Notizen. Er schrieb sich die Adresse von Heikos Vater auf sowie von einigen Verwandten.
Frau Waslander geleitete ihn zur Tür. „Glauben Sie, daß Sie ihn finden?"
„Aber natürlich." Stendel gab sich Mühe, seine Stimme fest klingen zu lassen. „Machen Sie sich keine Sorgen. Wir bringen den Jungen zurück."
Er reichte ihr die Hand.
Ein Funken Hoffnung zeigte sich in ihren Augen. Es war irgendwie beruhigend zu wissen, daß sich die Kriminalpolizei ihres Problems angenommen hatte.
Als Stendel die Treppe hinunterging, stellte er verblüfft fest, daß es beinahe zwanzig Uhr war. Eine ganze Stunde hatte er sich mit Frau Waslander unterhalten. Dafür war das Ergebnis zu mager. Er fühlte sich unzufrieden. Der eigene Vater sollte das Kind entführt haben? Möglich wäre es, aber ob es stimmte? Stendel war von Natur aus skeptisch und glaubte erst an eine Sache, wenn er sich davon überzeugen konnte. Vom nächsten öffentlichen Fernsprecher aus mußte er den Kriminaldauerdienst anrufen und den Genossen beauftragen, telefonische Auskünfte über die Verwandten der Ruth Waslander einzuholen, über die Schwiegermutter und die Schwägerin, wo sie sich um die fragliche Zeit aufgehalten hatten. Und dann mußte er sofort zu Erik Waslander fahren.
Die Haustür klappte hinter ihm zu. Er blieb einen Augenblick stehen, um sich eine Zigarette anzuzünden. Das Tageslicht

verblaßte schon. Aus einem Fenster im Erdgeschoß tönte Radiomusik.
Hauptwachtmeister Suchantke kam vom hinteren Garten. Stendel blickte ihm entgegen. „Haben Sie was gefunden, Genosse Suchantke?“
„Ist nicht abendfüllend“, knurrte Suchantke und berichtete. Er hatte den Garten gründlich nach Spuren durchsucht, aber nichts gefunden, was ein Licht auf die Sache hätte werfen können. An der Stelle, wo die immergrünen Sträucher der Hecke geknickt waren, befanden sich auf der Erde die Spuren eines Fuhrwerks, Abdrücke von Reifen und Pferdehufen. Von der Hauswirtin hatte er erfahren, daß der Kohlenlieferant beim Wenden seines Wagens die Hecke gestreift hatte.
Leutnant Stendel informierte seinen Mitarbeiter, was er von Frau Waslander erfahren hatte.
„Aller Wahrscheinlichkeit nach war es der Vater selbst“, sagte der Leutnant.
„Na, endlich mal 'n klarer Fall“, rief Suchantke.
Stendel hätte ihm gerne gesagt, daß er von Herzen froh wäre, wenn sich diese Geschichte in Wohlgefallen auflösen würde, aber Suchantke sprach schon weiter. „Ich habe ja nichts gegen Temperamente, aber wenn jemand seinen Sohn klaut, nur weil seine Frau nichts mehr von ihm wissen will... Junge, Junge, Sachen gibt's, die gibt's gar nicht! Ich wette zehn Mark, daß der Mann nicht mal weiß, was er angerichtet hat.“
„Na ja.“ Stendel zog die Stirn kraus. „Ein Mann, der so plötzlich von Frau und Kind verlassen wird, kann schon mal unbegreifliche Dinge tun. Er braucht Zeit, um damit fertig zu werden. Immerhin...“ Stendel beendete den Satz nicht. Es entstand eine Pause. Er mußte an seinen Sohn denken und an Christine. Er stellte sich vor, wie Jörg auf eine Trennung seiner Eltern reagieren würde.
Ein paar Schwalben flogen unter dem Telegrafendraht entlang. Stendel folgte ihnen mit den Augen. „Na schön — der Junge ist also beim Vater; wird vielleicht schon im Bett liegen.“

Er warf seine Zigarette auf die Erde und trat sie aus. „Hören wir uns an, was der Mann zu sagen hat."
Der Kriminalhauptwachtmeister sollte am Ereignisort bleiben. Obwohl es klar war, daß der Junge durch das Fenster geholt wurde, mußte das Haus durchsucht, die Nachbarn befragt werden.
Stendel öffnete die Wagentür. „Es könnte ja sein, daß wir auf eine Spur stoßen, daß der Vater das Kind geholt hat. Und noch etwas." Er zog sein Notizbuch aus der Tasche und blätterte mit dem Daumen die abgegriffenen Seiten durch. „Ich habe mir die Adressen der Verwandten aufgeschrieben. Informieren Sie den Genossen Vogt. Er soll sich darum kümmern." Er riß die Seite heraus.
„In Ordnung, Genosse Leutnant."
In der Ferne hörte man die Glocken einer Kirche läuten. Es war 20.30 Uhr, jetzt schien dem Leutnant jede Minute kostbar. Hastig schaltete er die Scheinwerfer ein. Mit einem weichen Summen sprang der Motor an. Er steuerte den Wagen in die Nebenstraße, die zur Chaussee führte. Stendel fühlte, wie sich eine Spannung in ihm sammelte.

Leutnant Stendel nahm zwei Stufen auf einmal und eilte mit langen Schritten über die Podeste.
Heikos Vater hauste in einem Atelier unter dem Dach. Er war von außerordentlicher Höflichkeit. Schnell überwand er das unbehagliche Gefühl, das ihn beschlichen hatte, als er erfuhr, daß sein Besucher ein Leutnant der Kriminalpolizei war.
Die Art, wie sich Waslanders Persönlichkeit in seiner ganzen Wohnung ausdrückte, erstaunte Leutnant Stendel. Er suchte den Raum mit seinen Blicken ab. Er war kühl und halbdunkel. Es roch nach vergossenem Kognak und Farben. Stendel starrte auf die grotesk wirkende Tapete. Seltsam verzerrte Figuren liefen da wild durcheinander und wirkten auf den Beschauer wie der Hexentanz in der Walpurgisnacht. Die Lampe an der Decke war scheußlich und viel zu dunkel, die Sessel verschlis-

sen. Eine wirre Masse von Tuben und Pinseln lag neben der Staffelei.
Stendel ließ seinen Blick so weit suchen, wie es, ohne Verdacht zu erregen, möglich war. Von Heiko keine Spur. Nichts verriet, daß der Junge hier gewesen war. Über dem Kamin hing ein eigenartiges Bild, auf dem nichts anderes zu sehen war, als ein simples Dreieck in goldgelber Farbe und nach Stendels Meinung jämmerlich verzeichnet. Ein spöttisches Funkeln kam in Stendels Augen. Der Leutnant dachte daran, was Frau Waslander von dem Talent ihres Mannes erzählt hatte, und er fand, daß es stimmte.
Der Maler war ungewöhnlich redselig. Bevor der Leutnant sein Anliegen vorbringen konnte, sagte Waslander lebhaft: „Hoffentlich halten Sie das nicht für einen Drachen." Dann fügte er rasch hinzu, als wolle er einer Kritik zuvorkommen: „Natürlich ist es nicht mein bestes Stück. Immerhin ist hier kein Irrtum möglich. Das sieht man doch auf den ersten Blick, daß das ein Engel ist."
Er hielt inne, fand dann aber, er müsse das genauer erklären. Sein Blick hing verzaubert am Allerheiligsten, als könne er mit ihm sprechen.
„Es erinnert mich an die Madonna mit Jesus und Johannes, Florentiner Holzschnitt, um fünfzehnhundert. Lachende Verbindlichkeit und elegante Gelöstheit. Großartig ist das Schauspiel des Reifwerdens einer menschlichen Seele, ergreifend zu verfolgen, wie eine Knospe sich entfaltet, die in der Blüte ihre höchste Form findet."
Stendel sah den Maler verblüfft an. Er kam ihm etwas erhitzt vor. Er war sicher, daß er getrunken hatte. Der Leutnant räusperte sich und versuchte, sein Anliegen vorzubringen, während der andere rasch weitersprach. Waslander schien einer dieser Künstlernarren zu sein, die ganz selig sind, wenn sie irgend jemand finden, mit dem sie reden können. Er fuhr sich mit der Hand über das dichte, ewig widerspenstige braune Haar.

Stendel wollte den Wortschwall unterbrechen. Aber da legte der andere erst richtig los, der sich von plötzlicher Begeisterung hinreißen ließ, und dem Leutnant blieb nichts erspart.
„Der Brunnen der Kunst spendet einen Trank, der nicht nur nach dem Schaumwein des Glückes schmeckt, sondern auch nach Blut und Tränen. Aus unsichtbaren Tiefen fließen ihm die süßen und die bitteren Wasser des Lebens zu. Schon Schiller sagte: ‚Der Künste Chor tritt nie behaglich auf.'" Pathetisch hob er seine Arme. „Mit Rembrandts Augen in die Welt zu blicken wird niemand gereuen."
„Du meine Güte, Herr Waslander, das nenne ich eine Rede." Stendel seufzte innerlich. Sollte er sich, dachte er müde, einen Lobgesang auf die Kunst anhören?
„Ich bin eigentlich hergekommen, um Ihnen ein paar Fragen zu stellen, Herr Waslander. Wenn Sie erlauben..."
„Für einen Menschen, der das Staunen noch nicht verlernt hat, ist die Kunst eines der größten Wunder der Welt." Er hielt inne. Ihm fiel plötzlich Stendels Miene auf. Er legte dem Leutnant seine Hand auf den Arm. „O verzeihen Sie! Ich bin ein schlechter Gastgeber. Möchten Sie einen Kognak? Es spricht sich besser bei einem Glas Kognak."
Er griff nach einer Flasche auf dem Tisch neben der Couch. „Die Kunst beiseite, Herr Leutnant." Seine Stimme klang plötzlich nüchtern und kühl. „Was wollen Sie von mir? Habe ich wen um die Ecke gebracht?"
Stendels Unmut war zusehends gewachsen. „Ich möchte, daß Sie mir ein paar Fragen beantworten", sagte er und konnte eine leichte Gereiztheit im Ton nicht unterdrücken. „Ich komme soeben von Ihrer Frau und..."
Waslander, der gerade die Flasche und Gläser vom Tisch nehmen wollte, fuhr herum.
„Was soll das heißen? Teufel noch mal! Was ist mit meiner Frau? Für meine Frau geh' ich durchs Feuer. Leider ist sie..."
Er stockte und fügte etwas leiser hinzu: „Sie ist, wie man sagt, im Augenblick nicht besonders gut mit mir. Sie hält mich für

einen Dilettanten, und sie hat wohl auch recht." Er blickte den Leutnant an. „Ja, erstaunt Sie das?"
„Nein, nein, das nicht, nur..."
Für einen Augenblick strich Waslander nachdenklich schweigend seinen dunklen Künstlerbart. „Ich weiß natürlich genau, was Sie sagen wollen, Herr Leutnant." Er zündete sich umständlich eine Zigarette an, sprach dann hastig und enthüllte damit all seine Unruhe und Sorge.
„Es ist nicht leicht, von der Familie getrennt und allein zu leben. Als wir heirateten, war ich voller Optimismus, voll von Ideen, die ich auf die Leinwand bringen wollte. Nun, allmählich komme ich dahinter, daß es so nicht geht. Ruth hat recht, von unverkauften Bildern kann man nicht leben." Er strich sich über die Wangen, als wollte er etwas wegwischen. „Heute ist es mir unbegreiflich, wie ich mich so treiben lassen konnte. Aber so ist es nun mal, ich war verbohrt. Wenn ich Ruth nicht gehabt hätte... Sie können sich nicht vorstellen, was Ihre Hilfe mir bedeutet hat. Wenn ich immer neuen Mut gefaßt habe, so ist das nur ihr zu verdanken. Sie ist eine wunderbare Frau."
Er trat ans Fenster. Er schien glühend unter der Trennung zu leiden. „Ich habe eine Stelle angenommen", sagte er leise. „VEB Feinmechanik. Ich beginne mich langsam einzuarbeiten."
Leutnant Stendel nickte, während er auf seine Uhr blickte. Waslander machte auf ihn den Eindruck eines Menschen, der allmählich aus einem Traum aufzuwachen schien. Er war aber auch ein Mann, der seine Familie liebte, der um dieser Familie willen endlich eine Arbeitsstelle angenommen und die geliebte Malerei auf die Feierabendstunden verschoben hatte, der seit vier Wochen Meßinstrumente prüfte und nur noch von seinem Jungen sprach.
„Die Zeit drängt", sagte Stendel und verzichtete auf jede weitere Einleitung. „Sie werden verstehen, wenn ich sofort auf den Kern der Sache komme. Es geht um Heiko."
„Heiko?" Überrascht drehte sich Waslander um.

„Er ist vermutlich heute nachmittag aus der Wohnung seiner Mutter entführt worden." Stendel machte ein bedauerndes Gesicht. „Es tut mir leid, daß ich Ihnen das so direkt sagen muß."
Waslander kam näher. „Wie ist denn das passiert? Sie läßt ihn doch nicht aus den Augen."
„Er wurde durchs Fenster aus der Wohnung geholt, und ich fühle mich verpflichtet, Ihnen zu sagen, daß wer immer — mittelbar oder unmittelbar — an diesem Vorfall beteiligt war, alle Konsequenzen einer solchen Handlungsweise zu tragen hat."
Waslander zog an seiner Zigarette und versuchte der aufkommenden Bestürzung Herr zu werden. Er machte ein paar Schritte auf und ab. Man sah, daß die Gedanken hinter seiner Stirn arbeiteten.
Leutnant Stendel verfolgte den Mann mit aufmerksamen Blikken. „Können Sie mir sagen, wo Sie den heutigen Nachmittag verbracht haben?"
Waslander blieb stehen, lief rot an vor Empörung. Er ließ seine Hand auf den Tisch fallen. „Machen wir doch Nägel mit Köpfen. Wollen Sie mir das in die Schuhe schieben? Ich werde doch nicht meinen eigenen Sohn entführen! Das ist doch eine Schnapsidee! So was gibt's doch nicht."
„Haben Sie eine Ahnung, was es alles gibt."
Waslander versicherte dem Leutnant, daß er den Jungen seit Wochen nicht gesehen habe. Ein Alibi für die Nachmittagsstunden konnte er nicht angeben. Er sei spazierengegangen.
„Ich gehe oft spazieren, immer wenn ich Angst kriege, daß mir die Bude auf den Kopf fällt."
„Wo sind Sie denn spazierengegangen?"
„Was weiß ich — irgendwo —"
„Ein bißchen genauer wäre mir lieber."
„Ich weiß es wirklich nicht mehr. Um den Stadtpark herum oder wenigstens dort in der Nähe. Wenn man in Gedanken ist, sehen alle Straßen gleich aus. Ist denn das so wichtig?"

„Für uns schon." Stendel schwieg einen Augenblick. In einem Kriminalfall war das kein besonders überzeugendes Alibi. Dann sagte er langsam, jedes Wort betonend: „Ihre Frau glaubt nämlich, daß Sie den Jungen geholt haben."
Waslander fuhr sich mit der Zunge über die trockenen Lippen. Er mußte etwas trinken, ging zum Tisch, holte die Flasche Kognak und schenkte sich ein. Ich bin ein Idiot, dachte er. Das träume ich doch alles. Das ist doch gar nicht wahr. Er kippte den Kognak hinunter. Er schien anders zu schmecken als sonst.
Stendel beobachtete ihn einen Augenblick schweigend. Dann sagte er: „Ihre Frau sagt, daß Sie ihr gedroht hätten, Heiko wegzunehmen."
„Du lieber Himmel! Wenn man jedes Wort auf die Goldwaage legt. Ich war eben wütend. Ich hatte ihr von der Stelle erzählt, aber sie glaubte mir nicht. Meine Argumente konnten sie nicht überzeugen."
Stendel zog die Stirn in Falten. Die Erregung des Mannes war echt. Er merkte, daß er drauf und dran war, ihm zu glauben.
„Wenn Sie wirklich nichts mit dem Verschwinden Ihres Sohnes zu tun haben, was hat es dann zu bedeuten?"
Waslander hielt im Trinken inne. „Was glauben Sie?"
Stendel zuckte die Achseln. „Ich bin Kriminalist, kein Hellseher. Im Augenblick wissen wir noch gar nichts, aber das kann sich schnell ändern." Er blickte ihn aufmunternd an. „Wie wäre es, wenn Sie mal zu Ihrer Frau gehen würden. Ich glaube, sie könnte Ihre Hilfe jetzt gut gebrauchen."
An diese Möglichkeit hatte Waslander schon gedacht. Aber jetzt, wo sie erwähnt wurde, erschien sie ihm als ein aussichtsloses Unternehmen. Er stöhnte: „Das wird nicht einfach sein."
„Versuchen Sie es trotzdem. Die meisten Probleme lassen sich mit etwas gutem Willen lösen."
„Sie wird mich überhaupt nicht anhören —" Es sollte nicht bitter klingen, aber Waslander war jetzt mehr als je zuvor ein unglücklicher Mensch. Er kippte schnell noch einen Kognak hinunter.

Es war zehn Uhr abends, als Leutnant Stendel sein Dienstzimmer betrat. In dem Raum stand ein einfacher Schreibtisch, ein paar Stühle, ein Schrank, in dem er Hut und Mantel unterbringen konnte. Die Fenster gingen zur Straße hinaus. Es roch nach kaltem Tabakrauch. Hier verbrachte er die meisten Arbeitsstunden. Stendel drehte das Licht an und schloß die Tür. Seine Gedanken kreisten unentwegt um Heiko Waslander. Es bestand noch die Möglichkeit, daß Genosse Suchantke beim Befragen der Nachbarn mehr Glück hatte. Ihm fiel ein, daß er vergessen hatte, Christine anzurufen. Gerade als er den Hörer abnehmen wollte, öffnete sich die Tür. Kriminalhauptwachtmeister Vogt kam mit einem Blatt Papier in der Hand herein.

Er berichtete von den Auskünften, die man über die Verwandten eingeholt hatte. Irene Budzislawski, die Schwester Waslanders, befand sich mit ihrem Mann in Dessau bei Bekannten. Sie waren völlig unverdächtige Personen, gegen die keinerlei Bedenken erhoben werden konnten. Waslanders Mutter schied ebenfalls als Verdächtige aus. Sie hatte Wittenberg seit Pfingsten nicht verlassen.

Stendels Hand fuhr mechanisch in seine Seitentasche, um ein Päckchen Zigaretten herauszunehmen. „Also müssen wir die Verwandten streichen."

„Wenn es nur die beiden sind." Vogt stand unschlüssig da.

„Es sind nur die beiden. Das hat Frau Waslander jedenfalls angegeben, ich sehe keinen Grund, warum wir das nicht glauben sollen." Er ließ sich auf den Stuhl fallen. „Hat sich jemand von Eichelberg gemeldet?"

Kriminalhauptwachtmeister Vogt schüttelte den Kopf. „Nur Genosse Suchantke, der die Namen und Adressen der Verwandten durchgab." Er fingerte etwas ungeduldig an dem Zettel herum. Vogt bemühte sich, seine ganze Aufmerksamkeit auf die Probleme zu richten, die den Leutnant jetzt beschäftigten. „Soll ich ein paar Genossen 'rausschicken?" fragte er eifrig. „Jäger könnte seinen Hund mitnehmen." Er blickte Stendel fragend an.

„Ja, das müssen wir. Ist verdammt viel Wald und Wiese da draußen. Ehe man das alles durchgekämmt hat." Stendel rauchte eine Weile schweigend und meinte dann: „Was bezweckt man damit, wenn man ein fremdes Kind aus einer fremden Wohnung holt? Was kann das Motiv sein?"
Vogt wußte keine Antwort.
Der Vorfall ließ durchaus noch nicht auf ein Verbrechen schließen. Dennoch mußten bei jeder Vermißtenanzeige, besonders wenn es sich um Kinder handelte, Sofortmaßnahmen eingeleitet werden. Stendel dachte dabei an eine Eilfahndung; Suchaktion mit Fährtenhund und Einbeziehung der Öffentlichkeit durch Lautsprecherwagen.
In den nächsten zehn Minuten führte Leutnant Stendel mehrere Telefongespräche, gab Weisungen. Alle Kräfte und Mittel mußten richtig eingesetzt werden. Es war knapp nach einundzwanzig Uhr. Stendel stand auf, wandte sich an den Kriminaltechniker.
„Ich werde wieder nach Eichelberg fahren. Wir brauchen die Beschreibung des Kindes und ein Lichtbild. Sorgen Sie dafür, daß die Genossen vom Lautsprecherwagen die Adresse kriegen: Mozartstraße 21. Sie sollen unten warten." Er hatte es jetzt sehr eilig. Der Erfolg war abhängig von schnellen Entscheidungen und der korrekten Durchführung der eingeleiteten Maßnahmen.
Ehe er das Zimmer verließ, bat er Genossen Vogt, bei ihm daheim anzurufen und zu bestellen, daß er vorläufig nicht nach Hause käme.
Zwei Funkwagen standen vor dem Park in Eichelberg, als Stendel dort eintraf. Acht Genossen vom Streifendienst der Schutzpolizei, die über Funk die Weisung erhalten hatten, nach Heiko Waslander zu suchen, durchkämmten den Park. Die Bäume standen hier so dicht, daß sie alle paar Meter anhalten mußten, um nicht etwas zu übersehen. Man hörte ihre Rufe. Sollte sich der Junge tatsächlich verlaufen haben, müßte er jetzt bald gefunden werden.

Als Ruth Waslander dem Leutnant die Tür öffnete, war ihr Gesicht voll Hoffnung.
Obwohl Stendel sich darüber klar war, daß es ein Schock für sie sein würde, hielt er es für richtig, ihr die Wahrheit zu sagen.
„Ihr Mann hat erklärt, daß er damit nichts zu tun hat."
Sie starrte ihn an, schien unfähig, es zu begreifen. „Wer dann?"
Ihr Gesicht wurde aschgrau, und sie zitterte. Hilflos sank sie in einen Sessel und starrte vor sich hin.
„Sie müssen sich bemühen, jetzt ganz ruhig zu sein und uns weiterhelfen."
Stendel ließ sich die Kleidung des Jungen beschreiben.
Blauer Strickanzug, schwarze Turnschuhe, die ihm etwas zu groß waren.
„Den linken verliert er immer", sagte Frau Waslander, mit Tränen kämpfend.
Leutnant Stendel schrieb alles auf. „Haben Sie ein Bild von ihm?"
Sie stand auf, eilte verstört ins Nebenzimmer, kam dann mit Heikos Foto zurück. „Die Aufnahme wurde vor vier Wochen gemacht."
Der Leutnant betrachtete das Bild des blonden Kindes. „Darf ich es behalten? Sie kriegen es später wieder."
„Ja bitte." Sie hatte Mühe, Haltung zu bewahren.
Stendel steckte Büchlein und Foto ein und verabschiedete sich. In seinem Händedruck lag etwas Beruhigendes.
Leutnant Stendel fühlte sich ein wenig erleichtert, weil er die unangenehme Aufgabe, Frau Waslander die harte Nachricht zu überbringen, hinter sich hatte.
Vor dem Haus stand der Lautsprecherwagen. Die beiden Volkspolizisten waren ausgestiegen und unterhielten sich mit Hauptwachtmeister Suchantke, der seine Ermittlungsarbeit in der Nachbarschaft unterbrochen hatte, um dem Leutnant zu berichten. Stendel begrüßte die Genossen von der Schutzpolizei. Sie nahmen die Beschreibung des Jungen entgegen und machten sich ohne Zeitverlust auf den Weg. Schon nach weni-

gen Minuten konnten die Kriminalisten die Stimme aus dem Lautsprecher hören.
„Achtung! Achtung! Hier spricht die Volkspolizei. Wir bitten die Bevölkerung um Mithilfe. Gesucht wird der fünfjährige Heiko Waslander, wohnhaft Mozartstraße 21. Er ist ungefähr ein Meter zehn groß, hat blondes Haar, blaue Augen und ist bekleidet mit einem blauen Strickanzug und schwarzen Turnschuhen. Wer hat Heiko Waslander nach dreizehn Uhr gesehen? Zweckdienliche Hinweise nimmt die Dienststelle der Volkspolizei entgegen."
Der Wagen fuhr ein Stück die Straße entlang und um die Ecke. „Achtung! Achtung! Hier spricht..."
Die Kriminalisten lauschten, bis der Ton verklang. Dann berichtete Hauptwachtmeister Suchantke von seinen bisherigen Ermittlungen. Er hatte das Haus systematisch von der Bodenkammer bis zu den Kellerräumen nach Spuren durchsucht. Ohne Erfolg. Von den Hausbewohnern hatte niemand etwas gesehen, niemand etwas Außergewöhnliches bemerkt. Nachfragen in der Nachbarschaft hatten ergeben, daß bei der Nachricht von Heikos Verschwinden sofort eine Suchaktion veranstaltet worden war. Irgendwer hatte eine Schar von Helfern zusammengetrommelt und mit ihnen die Gegend nach allen Richtungen hin abgesucht. Leider umsonst.
Leutnant Stendel war nicht enttäuscht, da er sich denken konnte, daß der Unbekannte bestimmt dafür gesorgt hatte, daß keiner ihn bei seinem Vorhaben sah. Abgesehen davon waren es vom Haus bis zum Park nur zirka hundert Meter. Infolgedessen war es schon möglich, daß die Person mit dem Kind ungesehen entkommen konnte. Und trotzdem...
Die Straße lag im matten Licht der Laternen. Stendel starrte nachdenklich hinauf zum Mond. „Es ist doch geradezu idiotisch, daß niemand etwas gehört oder gesehen haben will. Mit wem könnte der Junge, ohne einen Mucks von sich zu geben, mitgegangen sein? Mit fünf Jahren weiß ein Kind doch, wo es hingehört. Eine fremde Person hätte ihm vielleicht Angst

eingeflößt, er hätte geweint, sich zur Wehr gesetzt." Er kramte in seiner Tasche, suchte nach Zigaretten. „Und das bestätigt meine Theorie, daß es ein Bekannter gewesen sein muß."

Die diensthabende Gruppe der Kriminalpolizei blieb im Einsatzort. In einem Büroraum der Gemeindeverwaltung schlugen sie ihre Zelte auf. Leutnant Stendel hatte den dritten Mann seiner Gruppe, Kriminalobermeister Bree, kommen lassen.
Auf den ersten Blick machte Bree einen unscheinbaren Eindruck — ein kleiner Mann mit blassem Gesicht und Hornbrille. Infolge eines Unfalls war an der rechten Schläfe eine Narbe geblieben, die ihm ein akademisches Aussehen verlieh. Aber wer ihn kannte, wußte, daß in diesem kleinen Mann mit den lebhaften Bewegungen eine große Energie steckte. Resignation gab es bei ihm nicht. Mit einer fast an Hartnäckigkeit grenzenden Ausdauer verfolgte er eine Sache bis zur endgültigen Aufklärung.
Das Büro verwandelte sich in eine Dispatcherzentrale. Ein Untersuchungsplan wurde ausgearbeitet, der Einsatz der Kräfte genau festgelegt. Der Leiter des Suchkommandos kam häufig zum Bericht. Erste Hinweise von der Bevölkerung, vorsichtige und provozierende. Die Ermittlungen liefen in mehreren Richtungen, Versionen, denen sie nachgehen mußten.
Leutnant Stendel ließ soviel Wissenswertes wie möglich über Ruth Waslander zusammentragen sowie über die Menschen, die bei ihr verkehrten. Es war kein Vergnügen, die Leute am Sonnabendabend in ihrer Häuslichkeit zu stören. Die Kriminalisten taten es nicht gern, aber es mußte sein. Sie erfuhren einige interessante, möglicherweise nützliche Einzelheiten, so zum Beispiel über die Frau, die am Nachmittag Versicherungsbeträge kassiert hatte.
Obermeister Bree hatte festgestellt, daß der graue Trabant der Versicherungsangestellten am frühen Sonnabendnachmittag vor dem Haus geparkt worden war. Etwas später hatten Leute

einen kleinen Jungen in dem Wagen gesehen, obwohl die Frau kinderlos war. Das besagte natürlich nicht viel. Doch die Kriminalisten konnten auch herausfinden, daß diese Frau nicht gut auf Ruth Waslander zu sprechen war. Sie hatte überall erzählt, daß Schwester Ruth ihrem verstorbenen Mann falsche Medizin gegeben habe.
Wieder im Büro, überlegten die Genossen, was zu tun sei. Daß sie diese Frau Winter befragen mußten, war klar. Aber sie mußten da ganz vorsichtig vorgehen. Die Frau durfte auf keinen Fall merken, daß sie verdächtigt wurde, ein Kind entführt zu haben.
In diesem Augenblick wurde die Tür aufgerissen, der ABV, VP-Meister Nößler, erschien auf der Schwelle und winkte den Genossen. Ziemlich außer Atem trat er ein. „Ich hab' was Interessantes", keuchte er und drückte dem Leutnant einen Zettel in die Hand.
„Wie geht's denn, mein Kleiner?" rief Suchantke und grinste.
VP-Meister Nößler war ein Riese, etwa fünfzig Jahre alt. Er war das Paradepferd der Gemeinde. Mehrfach ausgezeichnet, ein wertvolles Mitglied der Gemeindeverwaltung. Er brachte jeden, der im Ort Unruhe stiftete, selbst zur Räson. Für schwerwiegende Fälle hatte er ein paar harte Fäuste bereit.
Leutnant Stendel stellte keine Fragen. Er wußte, daß das nur aufhalten würde, und ließ den Mann berichten.
Ein Mädchen vom Nachbarort hatte sich gemeldet. Sie sei von Neukirchen gekommen und auf dem Wege nach Eichelberg gewesen. An der Islandbrücke habe sie ein paar Klassenkameraden getroffen, die huckepack einen kleinen Jungen bei sich hatten. Der Kleine sei mit Heiko angesprochen worden.
Der Leutnant nahm diese Information skeptisch entgegen.
„Hat sie den Jungen denn erkannt?" fragte er.
„Nein."
„Hat sie ihn wenigstens beschrieben?" warf Suchantke ein.
„Konnte sie auch nicht. Sie sagt, sie habe nicht auf den Kleinen

geachtet, und es sei ihr erst wieder eingefallen, als sie durch den Lautsprecherwagen von Heikos Verschwinden gehört habe.
„Kann sein — oder nicht", sagte Stendel. „Wir werden der Sache auf alle Fälle nachgehen."
Die Kriminalisten wußten, daß sie nicht die geringste Kleinigkeit außer acht lassen durften. Sie dachten dabei auch an die Spuren, die neben der Leiter gefunden wurden; es waren Abdrücke von Kinderschuhen.
Leutnant Stendel blickte auf den Zettel, den er noch immer in der Hand hielt. „Vier Namen."
„Ja", sagte der ABV eifrig. „Das Mädchen hat die Namen angegeben. Sie sitzt bei mir zu Hause. Ich habe gesagt, sie soll warten, falls Sie noch irgendwelche Fragen haben."
„Wie alt sind die Jungs denn?" fragte Bree.
„Zwischen zwölf und vierzehn, sagte die Kleine."
„Gut." Stendel nickte. „Die Adressen können wir leicht feststellen lassen. Würden Sie das gleich übernehmen, Genosse Suchantke. Genosse Nößler wird Ihnen sicher gern behilflich sein." Er reichte ihm den Zettel. „Und genießen Sie alles mit Vorsicht; Kinder haben manchmal eine blühende Phantasie und möchten sich gern wichtig machen."
Gleich darauf ging auch Kriminalobermeister Bree, um Ruth Waslanders Bekanntenkreis zu ermitteln.
Nachdem alle seine Mitarbeiter gegangen waren, lehnte Leutnant Stendel sich auf seinem Stuhl zurück und schloß für einen Moment die Augen.
Immer wieder tauchte die Frage auf: Wie war der Entführer ungesehen vom Grundstück gekommen? — Es mußte jemand gewesen sein, der den Leuten nicht auffiel. Der Entführer war ihnen ein vertrauter Anblick. Aber die Leute hätten Heiko sehen müssen. Alle Nachbarn aber hatten erklärt, ihn nicht gesehen zu haben. — Stendel dachte angestrengt nach. Was war mit den Jungs, die Genosse Suchantke befragen sollte? Und waren nicht Abdrücke von Kinderschuhen auf dem Erdboden

vor der Leiter gefunden worden? Er war gespannt, was Suchantke berichten würde.

Als Hauptwachtmeister Suchantke beim Rat der Gemeinde eintraf, wollte Leutnant Stendel gerade seine Dienststelle anrufen.
„Sie sehen aus, als ob Sie den Fall gelöst haben", wurde er von Stendel begrüßt.
„Das nicht gerade", grinste Suchantke, „aber ich hab' allerhand Neuigkeiten." Er berichtete über die Aussage des Mädchens aus dem Nachbarort, das Heiko mit den vier Jungs auf der Islandbrücke gesehen haben wollte, und daß er die Knaben aufgesucht habe. Der erste, bei dem er angeklopft hatte, hieß Dieter Möller und war zwölf Jahre alt. Sobald er gemerkt hatte, wie der Junge sich herauszuwinden versuchte, war ihm klar gewesen, daß er einen kleinen Sünder vor sich hatte. Es blieb dem Jungen nichts anderes übrig, als alles zu erzählen.
Es stellte sich dann heraus, daß die vier Freunde auf dem Weg zur Kirmes waren. Als sie am Haus Mozartstraße 21 vorüberkamen, sahen sie Heiko am Fenster, hörten ihn weinen und rufen, sie möchten ihn mitnehmen. Die Jungs, im ganzen Ort als kleine Lausbuben bekannt, konnten der Versuchung nicht widerstehen, Heiko aus der verschlossenen Wohnung zu befreien. Der größte von ihnen, der vierzehnjährige Jürgen, kletterte hinauf und nahm ihn auf die Schulter. Dann machten sie sich davon. Verständlicherweise geschah das alles in größter Eile, und weil Heiko diesem Tempo nicht gewachsen war, trugen sie ihn huckepack bis zum Rummelplatz.
Als sie auf der Kirmes ankamen, zog es Heiko zu den Ponys. Sie ließen ihn ein paarmal reiten und konnten ihn dann dort nicht mehr fortkriegen. Die Jungs fingen schließlich an, sich zu langweilen und zogen weiter.
„Und Heiko?" fragte Stendel gespannt.
Suchantke zuckte die Achseln. „Als sie ihn von den Ponys abholen wollten, war er nicht mehr da. Als sie dann später

hörten, daß Heiko vermißt wird, waren sie zu feige, ihren Streich zu gestehen."
Leutnant Stendel war nachdenklich geworden. Also, daß Frau Waslander einen Fehler gemacht hat, indem sie ihren Sohn den ganzen Tag in der Wohnung eingeschlossen hatte, darüber brauchte man gar nicht zu diskutieren. So konnte man kein Kind erziehen, selbst dann nicht, wenn man glaubte, daß die Umstände es erforderlich machten. Aber das half ihnen jetzt nicht weiter.
„Ich glaube, Genosse Suchantke", sagte er langsam, „Sie dürfen heute noch Karussell fahren."

Die Kirmes war am Ende des Nachbarortes, auf einer freien Wiese, die von Wald und Gärten umgeben war. Stendel ließ vor dem Haupteingang an der Chaussee halten. Ein Mann mit Luftballons bot seine farbigen Bälle an. Menschen kamen und gingen, eine nicht abreißende Kette von fröhlichen Gesichtern. Lärm, Lachen. Musik. Das Rufen der Verkäufer von Eis, Bockwürsten, Rollmöpsen. Das grelle bunte Licht und der Geruch von Staub. Die Zuckerbuden, die Schießstände, das Bierzelt, die Blaskapelle, das Riesenrad, die Buden mit den Attraktionen und brausend von Musik die erleuchteten Karussells. Eine glitzernde Welt.
Ponybesitzer Sanetti befand sich im Zwinger bei den Tieren, als die Kriminalisten kamen, und ließ aus einem Sack Hafer in eine große irdene Schüssel rieseln. Er war ein quecksilbriger Mann von ungefähr fünfzig Jahren, südländischer Typ mit dunklem Backenbart und dünnen Beinen. Er trug die engsten Hosen, die Stendel je gesehen hatte, und bewegte sich zwischen den Ponys wie ein Mann, der weiß, was er will. Ewig klebte ihm ein Zigarettenstummel an den Lippen. Seine Augen, die gleichzeitig überallhin blickten, lächelten freundlich. Er schlenderte den Kriminalisten entgegen, während er seine aufgerollten Hemdsärmel herunterzog, und strahlte die Männer an.
„Es macht mir nichts aus, bei meinen Ponys zu schlafen. Macht

mir nichts. Wenn meine Frau in Thüringen ist, bleibe ich manche Nacht bei meinen Tieren, weil ich mich hier wohl fühle, wohler als sonstwo. Gibt es was Schöneres als Tiere! Schauen Sie sich Goldina an..." Seine Hand ging liebkosend über den Rücken eines hellmähnigen Pferdchens. „Wild wie'n Wolf, geschmeidig wie'n Panther und treu wie'n Hund." Er betätschelte Goldinas Hals. „Es tut gut, sie zu streicheln, obwohl sie das schlechteste Geschäft meines Lebens sind. Ach — ich weiß nicht, vielleicht ist es auch nicht schlechter als die anderen, aber einbringen tun sie man grad so lala und nicht mehr. Sie kosten mich so viel, daß ich sie bald an den Zoo werde abgeben müssen. Kommen Sie, kraulen Sie Goldina. Das wird ihr ungeheure Freude machen, und für Sie ist das eine Ausgabe von einer Mark." Seine Linke blieb auf Goldinas Rücken liegen, während er seelenruhig die geöffnete Rechte den Männern entgegenhielt, ohne sich beim Kraulen stören zu lassen. Für ihn schien kein Maßstab des gewöhnlichen Lebens Gültigkeit zu haben.

„Das ist ja ein ganz Ausgeschlafener", sagte Suchantke zu dem Genossen und versuchte sein Grinsen zu verbergen. „Der wird gleich geschäftlich."

Sanetti zog sofort seine Hand zurück. „Scherz, Scherz, kleiner Scherz. Hoffe, Sie verstehen ein bißchen Spaß", bagatellisierte er sein Gehabe, und mit einem strahlenden Lächeln fing er an zu reden, als sei er aufgezogen: „Der gute Sanetti ist ein Witzbold, müssen Sie wissen. Wenn er niemand verjecken kann, fehlt ihm was. Aber sonst herrscht Ordnung in seinem Oberstübchen. Er führt genauestens Buch über jeden Pfennig seiner Ausgaben. Er lebt in ständiger Angst vor einer Anzeige wegen des Herumstreunen seines Hundes. Und die Furcht vor Dieben läßt ihn nicht zur Ruhe kommen. Die Hälfte seiner Zeit verbringt er damit, seine Ponys zu bürsten oder Barry ein Kunststück beizubringen. — So — jetzt kennen Sie Sanetti und haben das Schlimmste überstanden. Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ich an nichts glaube, außer vielleicht an

Schnaps und an meine Viecher. — Und nun sagen Sie mir, ob ich Ihnen irgendwie behilflich sein kann."
Das war der Augenblick, in dem die Männer von der Kriminalpolizei endlich dazu kamen, sich vorzustellen.
„Polizei!" rief der Mann überrascht. Wie ein Film im Hetztempo flimmerten die Ereignisse der letzten Wochen durch seinen Kopf.
Stendel zeigte Sanetti das Foto von Heiko. Der Mann zuckte die Achseln. Er kümmerte sich nicht um die Gesichter seiner Kunden. Ihn interessierte nur die Einnahme. „Das Leben geht verdammt rasch heutzutage", sagte er. „Man soll sich nicht mit Bagatellen aufhalten." Er gähnte, aber es machte keinen überzeugenden Eindruck.
„Aber Sie müssen sich doch erinnern." Suchantke beschrieb das Äußere des Jungen, seine Kleidung, seine Vorliebe für die Ponys. „Vier große Jungs waren dabei."
Sanetti schien nachzudenken, ließ sich Zeit, viel Zeit, so daß Leutnant Stendel ungedultig wurde.
„Es handelt sich hier um eine Kindesentführung oder doch um etwas sehr Ähnliches."
Sanetti erschrank. „Ach, den meinen Sie", erinnerte er sich. „Der Knirps, der dauernd seine Schuhe verloren hatte. Ja, der war hier. Er hat die Ponys gefüttert und mit Barry gespielt. Barry ist'n Bernhardiner, doppelt so groß wie das Bürschchen. Der Kleine hat mir Spaß gemacht. Hatte so was Zutrauliches an sich. Hab' mir selbst mal so ein Kerlchen gewünscht. Drei Mark minus, so oft ist er umsonst geritten." Zum erstenmal schob er den Zigarettenstummel in die andere Mundecke.
„Wann ist er weggegangen? Ist er allein weggegangen?" Stendel wurde immer ungeduldiger. „Und warum ist er weggegangen?"
Sanetti zog die Schultern hoch. „Woher soll ich das wissen. Da müssen Sie schon den Mann fragen, der ihn mitgenommen hat."
„Was für ein Mann?"

Die Kriminalisten erfuhren, daß Heiko sechsmal umsonst reiten durfte. Aber dann kam ein Mann und rief dem Jungen etwas zu. Dem Ponybesitzer fiel der Mann auf. Er sah, wie Heiko ihm entgegenlief. Das Kind begrüßte den Mann stürmisch. Sanetti hatte den Eindruck, daß sich die beiden gut kannten. Denn der Kleine ließ Ponys und Hund sein und schloß sich dem Mann an. Sanetti beobachtete, daß beide einem in der Nähe stehenden Eisstand zusteuerten.
„Wie sah der Mann aus?" erkundigte sich Suchantke.
Sanetti gab eine Beschreibung. Besonders aufgefallen war ihm der grüne Hut des Mannes.
Stendel dachte an Waslander und fragte: „Hatte er Narben im Gesicht, zu lange Haare oder sonst etwas besonders Auffallendes?"
„Nein — das nicht. Er war vielleicht ein bißchen nachlässig gekleidet, aber sonst... Nur eben dieser Strohhut — so ein komisches Grün — wie saure Bonbons."
„Hatte er einen Bart?"
„So ein paar dunkle Fransen, so wie die Künstler manchmal."
Weiter konnte Sanetti nichts sagen.
Die Kriminalisten fanden das alles sehr merkwürdig und über alle Maßen beunruhigend.
Stendel und Suchantke setzten sich wieder in Bewegung. Als sie das Kettenkarussell passierten, verlangsamte Stendel seine Schritte und hielt Ausschau nach einer Bude, wo man Zigaretten kaufen konnte. Der Leutnant ließ sich ein Päckchen „Duett" geben und bestellte am Nachbarstand schwarzen Kaffee.
„Sie trinken doch eine Tasse mit, Genosse Suchantke."
Der Hauptwachtmeister war immer geneigt, etwas zu sich zu nehmen, und nickte. „Mit viel Zucker und Sahne."
Die Männer zündeten sich eine Zigarette an. Stendel blies den Rauch zu den Glühlampen empor. Er fragte nebenher: „Was halten Sie davon?"
Suchantke tat zwei Stück Zucker in seinen Kaffee. „Der grüne

Hut. Das ist doch wie eine Visitenkarte. Wer trägt im August schon einen Hut — bei der Hitze."
Leutnant Stendel überlegte eine Weile, dann meinte er nachdenklich: „Es kann eine sehr einfache Erklärung dafür geben. Es ist die Gewißheit, mit dieser Entführung keine strafbare Handlung zu begehen."
Der Hauptwachtmeister setzte seine Tasse ab. „Sie denken an Erik Waslander. Sie meinen, er wußte, daß man ihn dafür nicht belangen kann. Gewiß, das Alibi, das er angegeben hat, ist fadenscheinig."
„Er kann sich nicht erinnern, wo er spazierenging."
„Glauben Sie ihm?"
„Wenn Sie mich fragen — er könnte irgendwann nachmittags nach Eichelberg gekommen sein, er könnte aus einem uns unbekannten Grund die Kirmes besucht und seinen Sohn getroffen haben."
„Er könnte Heiko mitgenommen haben. Ja, das wäre eine Möglichkeit. Aber wir haben keine Beweise."
„Wir brauchen keine. Wir könnten Sanetti fragen."
„Eine Konfrontation."
Leutnant Stendel trank seinen Kaffee aus, seufzte: „Waslander machte einen so verteufelt ehrlichen Eindruck. Ich kann immer noch nicht glauben, daß er mich verschaukelt hat." Der Mann hing an seiner Frau, und Stendel hatte ihm den Rat gegeben, sie aufzusuchen. Die Vermutung lag nahe, daß er das getan hatte. Und da sie ohnehin über Eichelberg fahren mußten, war es das beste, zuerst einmal bei Frau Waslander nachzufragen.
Als sie in die Mozartstraße einbogen, schlug die Kirchturmuhr 23.30 Uhr. Seit sieben Stunden war Heiko Waslander verschwunden. Die Funkwagen waren vom Park abgerückt. Die Volkspolizisten streiften jetzt durch die weitere Umgebung, leuchteten die Feldwege ab. Das bisherige Ergebnis der Suchaktion war nicht ermutigend.
Wie Leutnant Stendel vorausgesehen hatte, öffnete ihnen Erik Waslander. Er wirkte erregt.

„Haben Sie ihn gefunden?“ fragte er hastig und ließ die Kriminalisten eintreten.
Auf der Schwelle zum Wohnzimmer erschien Ruth Waslander. Sie lächelte und gab sich Mühe, freundlich auszusehen, aber es wollte ihr nicht gelingen. Zwischen ihr und Waslander hatte es eine Auseinandersetzung gegeben. Sie hatte Vorwürfe einstekken müssen und ihr unverständliches Verhalten als Mutterliebe zu tarnen versucht.
Auch Erik Waslander sah erbarmungswürdig aus. Er hatte ein Gefühl der Furcht, das er nicht abzuschütteln vermochte; er konnte nur noch an Heiko denken, wußte nicht mehr, was er tat, sah nicht mehr klar. Er war unfähig zu einer ruhigen Überlegung, nicht imstande, die Gedanken miteinander zu verknüpfen oder sich für einen Augenblick darüber klarzuwerden, was zu tun sei.
„Wir können Ihnen eine erfreuliche Mitteilung machen“, sagte Leutnant Stendel. „Wir haben feststellen können, daß das Ganze ein Dummerjungenstreich war.“
„Dummerjungenstreich? “ Ruth Waslander warf einen schnellen, angstvollen Blick auf das Gesicht des Leutnants. „Was soll das heißen?“
„Ein paar Jungs haben ihn hier 'rausgeholt und mit zur Kirmes genommen“, erläuterte der Hauptwachtmeister.
„Guter Gott!“ Waslander griff zur Kognakflasche. „Einfach unbegreiflich, wie so etwas geschehen konnte.“
„Wo ist er?“ fragte die Frau hastig.
Stendel zuckte die Achseln. „Ist Heiko eigentlich ein anschmiegsames Kind?“
„Ja, doch, das kann man sagen.“ Ruth Waslander nickte.
„Schließt er schnell Freundschaften?“
„Das kommt darauf an.“
„Worauf?“
„Es ist eine Sache der Zuneigung und des Vertrauens.“ Nachdem Erik Waslander hastig ein Glas Kognak getrunken hatte, fuhr er fort. „Wenn er mit den Jungen losgezogen ist, muß er sie

sicher gekannt haben. Wir können dazu nichts sagen. Fragen Sie die Jungs. Wir haben alles gesagt, was wir wissen."
„Der Junge muß doch Freunde gehabt haben."
„Na ja — schon." Die Frau sah ihren Mann an.
„Irgendwelche Beziehungen zu erwachsenen Personen sind Ihnen nicht bekannt?"
„Nein."
„Sind Sie absolut sicher, daß er keine freundschaftlichen Beziehungen zu jemanden hat?"
„Das ist so sicher wie nur etwas."
Wenn das stimmte, was Frau Waslander angab, wenn Heiko tatsächlich keinen Mann näher kannte, dann konnte der mit dem grünen Strohhut doch nur... Stendel brachte den Gedanken nicht zu Ende. Er heftete seine hellen Augen prüfend auf Waslander und bat, ohne seinen Verdacht zu zeigen, er möge ihnen in einer wichtigen Sache behilflich sein. Zwar wunderte sich Waslander darüber, doch die Kriminalisten machten ihr Anliegen so dringend, daß er den Vorschlag, sie zu begleiten, sofort akzeptierte.
In weniger als zehn Minuten waren sie auf dem Rummelplatz. Während Leutnant Stendel mit Waslander auf Sanettis Stand zusteuerte, versuchte Hauptwachtmeister Suchantke einen zweiten Mann aufzutreiben zwecks Gegenüberstellung mit Sanetti. Zum Glück fand er einen Taxifahrer, der sich sofort bereit erklärte, die Kriminalpolizei zu unterstützen. Erik Waslander warf dem Fremden einen neugierigen Blick zu. Der Kunstmaler schien nicht die leiseste Ahnung zu haben, worum es ging.
Sanetti, der sich eben hinlegen wollte, war nicht gerade begeistert, die Männer von der Kriminalpolizei so schnell wiederzusehen.
„Wie find' ich denn das, mitten in der Nacht", knurrte er. Es klang wenig einladend, als er die späten Besucher in den Wohnwagen bat. Leutnant Stendel merkte, daß Sanetti getrunken hatte; seine Augen glänzten etwas.

„Wir bedauern, Ihnen so viele Ungelegenheiten zu bereiten", entschuldigte sich der Leutnant. Erst erschien Waslander und hinter ihm der Taxifahrer. „Sehen Sie sich die beiden Männer genau an", fuhr Stendel fort. „Ist einer von ihnen der Mann, der Heiko mitgenommen hat?"
Sanetti schaute erst Waslander, dann dem Taxifahrer lange ins Gesicht. „Nein, Herr Leutnant", sagte er dann. „Diese Männer habe ich noch nie gesehen, noch nie."
„Wir können uns einen Irrtum nicht leisten", mahnte Suchantke, der eine brennende Zigarette in der Hand hielt und deshalb an der Tür stehengeblieben war.
Sanetti schüttelte den Kopf. „Es war keiner von beiden."
Es kostete Waslander viel Mühe, auf diese Verdächtigung mit einem gleichgültigen Gesichtsausdruck zu reagieren.
Hauptwachtmeister Suchantke klopfte ihm auf die Schulter und versuchte in seine Stimme den Ton besonderer Freundlichkeit zu legen. „Nichts für ungut. Wir dürfen nun einmal nichts außer acht lassen."
Die Kriminalisten verließen den Wohnwagen wieder. Der Taxifahrer wurde mit ein paar freundlichen Worten verabschiedet.
Jetzt wandte Waslander sich an Stendel, ohne seine Ironie zu verhehlen. „Tut mir leid, daß Sie eine Niete gezogen haben."
„Das gehört dazu. Damit müssen wir rechnen", sagte Stendel ruhig.
Der Hauptwachtmeister Suchantke erbot sich, Waslander zurückzufahren, aber der Kunstmaler winkte kurz ab und verschwand. Er war im Augenblick nicht gut auf die Kriminalpolizei zu sprechen und zog es vor, den Bus zu benutzen.
Suchantke sah ihm nach. „Damit wären wir wieder bei der Frage: Wenn es nicht Waslander war, wer war es dann?"
Auf Stendels Uhr fehlten noch vier Minuten bis Mitternacht. Er mußte unbedingt versuchen, etwas über den Mann mit dem grünen Strohhut zu erfahren. Mit Suchantkes Hilfe begann er die Schausteller, die ihre Zelte neben Sanettis Stand aufge-

schlagen hatten, zu befragen. Aber er mußte feststellen, daß keiner von ihnen Heiko bemerkt hatte.
Obwohl Stendel keineswegs an Sanettis Angaben zweifelte, beauftragte er dennoch Suchantke: „Versuchen Sie über den Ponybesitzer herauszubekommen, was nur möglich ist. Nehmen Sie so viele Leute, wie Sie brauchen. Aber ich will Ergebnisse haben — und so schnell wie möglich. Und rufen Sie unsere Frauen an. Wir kommen heute nacht nicht nach Hause."
„Die schwierigen Fälle überlassen Sie immer mir", schmollte der Hauptwachtmeister.
Als Leutnant Stendel langsam über den von farbigen Lampen hell erleuchteten Platz ging, musterte er aufmerksam alle Besucher, die vorüberströmten. Er sah strahlend heitere Gesichter, unternehmungslustige Burschen, Mädchen mit Plüschbären und Papierblumen. Er blieb einen Augenblick stehen, um sich zu orientieren.
Es gab zwei Ausgänge, die unmittelbar auf die Straße führten. War der Mann vielleicht seitwärts durch die Gärten entkommen? Stendel überzeugte sich, daß hohe Zäune Platz und Gärten voneinander trennten. Die Seite zum Wald war dicht von den Wohnwagen der Schausteller belagert. Stendel beobachtete die Gegend eine Weile. Viele Leute hielten sich offenbar hier nicht auf. Es wäre also dem Unbekannten durchaus möglich gewesen, den Platz zu verlassen, ohne daß jemand ihn bemerkte. Aber es bestand noch immer die Aussicht, daß er einen der Ausgänge benutzt hatte. Die Mädchen an der Kasse zu fragen schien kaum der Mühe wert zu sein, da sie es mit solchen Massen von Menschen zu tun hatten.
Stendel war jedoch nicht der Mann, der auch nur die geringste Chance außer acht gelassen hätte. Er wies sich an der Kasse des Haupteingangs aus und brachte seine Fragen an.
Zu seiner Überraschung war das Mädchen sogleich interessiert und bestätigte ohne zögern, Heiko am Nachmittag gesehen zu haben. Sie wohnte in Eichelberg und kannte den Jungen gut. Sie kannte auch den Mann, der dabei war. Es handelte sich um

einen gewissen Georg Schierenberg, der in Eichelberg seine Wohnlaube bewohnte. Etwa um siebzehn Uhr hatten die beiden den Platz verlassen.
Der Leutnant bedankte sich und ging zum Dienstwagen. Ein ungewöhnlicher Glücksfall; nun mußte man hören, was dieser Schierenberg dazu sagen würde.

Die Laube Schierenbergs sah im Mondlicht schäbig und dürftig aus. Kein Lichtschimmer fiel durch die Fenster.
Auf Stendels Klopfen blieb alles still. Er drückte die Klinke nieder. Die Tür war verschlossen. Es hatte den Anschein, als wäre niemand zu Hause. Der Leutnant wußte, wie zwecklos jedes weitere Warten war, und wollte sich schon wieder der Straße zuwenden, als er entdeckte, daß sich das linke Fenster aufdrücken ließ. Das sieht eigentlich nicht nach schlechtem Gewissen aus, dachte Stendel.
Stendel schwang sich hoch und verschwand im Inneren des Häuschens. Lieber einmal gegen die Vorschriften verstoßen, als sich später den Vorwurf machen zu müssen, nicht schnell genug gehandelt zu haben.
Er vermied es, das Deckenlicht anzuknipsen, und benutzte die Taschenlampe. In der altmodischen Küche war es unaufgeräumt. Auf dem großen Tisch standen zwei Gläser mit Apfelmus, in dem ein paar Wespen zappelten, dicht daneben eine graue Wollsocke, Spalttabletten und eine Tube Alleskleber. Über einer Stuhllehne hingen zwei buntkarierte Hemden, und überall standen Schuhe. Ein typisches Junggesellenparadies.
Neben der Küche befand sich ein zweiter Raum von der gleichen Größe. Tierbilder hingen an den geblümten Tapeten. Stendel warf einen Blick auf das Bett. Es schien unberührt. Nicht nach Hause gekommen also. Neben dem Bett auf einem Korbstuhl schlief eine braunweiße Katze auf einer Zeitung. Er wunderte sich über die Dürftigkeit, in der dieser Mann wohnte. Dann entdeckte er noch eine kleine Kammer, in der allerhand Trödel herumlag, aber nirgendwo fand er ein Anzeichen, wor-

aus man hätte entnehmen können, daß Schierenberg mit Heiko hiergewesen war.
Als Leutnant Stendel etwas später wieder im Wagen saß, beschäftigte ihn nur ein Gedanke: Schierenberg. Was war er für ein Mensch? — Heiko war — nach Sanettis Angaben — vergnügt und ohne Zögern mit Schierenberg losgezogen. Mußte er da nicht den Mann gut gekannt haben? Bestand nicht die Möglichkeit, daß dieser Schierenberg auch die Bekanntschaft von Heikos Mutter gemacht hatte?
Er mußte noch einmal zu Frau Waslander fahren.
Diesmal erschien ihm die Wohnung nicht mehr so peinlich ordentlich. Die Kognakflasche auf dem Tisch war fast leer, und der mit unzähligen Kippen überladene Aschenbecher zeugte davon, daß hier ununterbrochen geraucht wurde. Die Nacht zog sich endlos hin, und die Eltern litten unter dem bedrückenden Gefühl, daß sich endlich etwas ereignen mußte und doch nichts geschah. Es blieb ihnen nichts anderes übrig, als abzuwarten.
Sie hatten über die vergangenen Jahre ihrer Ehe gesprochen, und jeder hatte sich eingestehen müssen, daß es vielleicht auch die eigene Schuld war, wenn sie nicht besser miteinander ausgekommen waren. Erik Waslander verfluchte sich und seine Malerei und alles, was dazu geführt hatte, daß es so weit gekommen war. — Ein Uhr zwanzig. Heiko war neun Stunden fort. Es erschien ihnen wie eine Ewigkeit, eine Hölle, in der die Zeit stillsteht.
Leutnant Stendel versuchte die ratlosen Eltern zu beruhigen. Er schlug seinen liebenswürdigsten, optimistischsten Ton an. „Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen. Ihr Sohn befindet sich höchstwahrscheinlich in der Obhut eines Mannes, den Sie sicher gut kennen. Er heißt Schierenberg."
„Schierenberg?" Frau Waslander überlegte fieberhaft. „Meinen Sie diese miese Type von Mann, der es dauernd mit den Kindern hat?" Sie erinnerte sich, daß er Heiko einmal einen Igel und eine Schildkröte gegeben hatte. Aber sie duldete aus

hygienischen Gründen keine Tiere in der Wohnung, sie hatte die Tiere zurückgebracht.
Stendel merkte, daß die Frau ziemlich strenge Grundsätze hatte. Er bemühte sich, sein Erstaunen über ihre Ansichten nicht zu zeigen, und sagte nichts von dem, was er gern gesagt hätte, nämlich daß das für einen kleinen Jungen doch ziemlich hart sei.
„Ja, was will er denn von Heiko?" fragte Erik Waslander. „Ich verstehe nicht recht."
„Glauben Sie, daß es sich um Erpressung handelt?" warf die Frau erregt ein.
Stendel schüttelte den Kopf. Es war unsinnig, an Erpressung zu denken. Wer würde einen solchen Versuch wagen?
„Warum hat er ihn dann nicht nach Hause gebracht?" Ruth Waslander war nahe daran, die Nerven zu verlieren.
Das war eine Frage, auf die es zunächst keine Antwort zu geben schien. Aber war nicht Heiko unbefangen und vergnügt mitgegangen? Hatte der Mann ihn vielleicht zu irgendwelchen Leuten mitgenommen? Zu Verwandten oder Bekannten?
„Kam der Junge oft mit Schierenberg zusammen?" erkundigte sich der Leutnant vorsichtig.
„Wo denken Sie hin", sagte die Mutter.
„Hat er nicht erzählt, wie er zu dieser Bekanntschaft gekommen ist?"
„Nein."
„Auf der Straße? Im Park? Oder vielleicht — bei Bekannten?"
Ruth Waslander zuckte hilflos mit den Schultern.
„Frau Waslander", Stendel sprach betont langsam und mit größtem Ernst, „Sie haben uns erzählt, daß ihr Sohn keine Beziehungen zu erwachsenen Personen hat. Jetzt stellt sich heraus, daß er mit diesem Herrn Schierenberg losgezogen ist. Sie wollen mir doch nicht erzählen, daß Ihr Sohn mit einem Mann mitgeht, den er nicht kennt. Sie haben ja bereits zugegeben, daß er ihm irgendwelche Tiere geschenkt hat."

Ruth Waslander gab sich alle Mühe, intensiv nachzudenken. „Der Junge könnte ja ... Ja, er könnte ihn schon kennengelernt haben, als er auf der Straße war. Ich meine, er hat ja manchmal auch auf der Straße gespielt." Sie stockte, sprach dann langsam weiter: „Gestern — das — das war ja eine Ausnahme. Er ist sonst nie den ganzen Tag allein in der Wohnung gewesen."
„Ich versuche mir nur über die Mentalität Ihres Sohnes klarzuwerden. Wenn er zu Hause sehr streng gehalten wird ..."
„Aber davon kann überhaupt keine Rede sein", beteuerte die Mutter.
„Halten Sie es für denkbar, daß der Junge sich nicht nach Hause getraut hat?"
„Aber das ist doch Unsinn."
„Vielleicht finden wir darin die Erklärung für sein Verschwinden. Vielleicht hatte er Angst vor Strafe."
Waslander strich sich über sein Gesicht, griff nach dem Glas, nahm einen Schluck Kognak und schloß die Augen. „Das glaub' ich nicht."
Leutnant Stendel merkte, daß er hier nichts mehr erfahren konnte. Doch es war klar, daß man schnellstens diesen Georg Schierenberg finden mußte. Es war anzunehmen, daß der Genosse in Eichelberg, VP-Meister Nößler, genau Bescheid wußte, daß er ihm einige Informationen geben konnte.

Fünf Minuten später saß Leutnant Stendel in Nößlers Wohnzimmer. Der ABV war gerade nach Hause gekommen. Er hatte sein Glück bei dem Genossen versucht, der am vergangenen Nachmittag in Neukirchen an der Kreuzung neben dem Kirmesplatz den Verkehr regelte. Heiko war um den Kirmesplatz herum verschwunden, also mußte man dort die Ermittlungen fortsetzen. Doch der Genosse hatte keinen Hinweis geben können. Er hatte so viel Kinder gesehen, daß er sich an ein bestimmtes nicht erinnern konnte.
Frau Nößler brachte starken Kaffee. Sie berichtete, daß angerufen worden war. Sie solle ausrichten, die Genossen seien jetzt

dabei, die Gegend um den Kirmesplatz herum abzusuchen. Stendel nickte. Er trank einen Schluck Kaffee und wartete, bis die Frau das Zimmer verlassen hatte.
Nößler machte einen unerhört frischen Eindruck. Seine riesige Gestalt in der Uniform paßte nicht so recht in das kleine, niedrige Zimmer. Stendel wunderte sich, daß der Genosse überhaupt nicht abgespannt war; er schien eine eiserne Konstitution zu haben. VP-Meister Nößler hörte sich Stendels Anliegen wortlos an. Dann servierte er ihm eine ausführliche Schilderung.
Georg Schierenberg war ein stiller, unauffälliger Mann. Er lebte allein, ein wenig zurückgezogen und sprach nur selten mit den Leuten. Manche hielten ihn für menschenscheu, andere sogar für einen Sonderling. Nößler selbst mochte ihn, obwohl er nicht behaupten konnte, daß er allgemein beliebt war. Doch zwischen Schierenberg und den Kindern des Ortes hatte es von Anfang an ein gutes Verhältnis gegeben. Der Mann wußte eben mit Kindern umzugehen.
Schierenberg arbeitete in der Gärtnerischen Produktionsgenossenschaft. Er hatte bis vor zwei Jahren in Kleinmachnow gewohnt, davor in Babelsberg. Etwas Nachteiliges über ihn war nicht bekannt. VP-Meister Nößler schloß mit den Worten: „Sein Leben bewegte sich in gleichmäßigen Bahnen, ausgenommen die Sache vor fünf Jahren. Es war eine Tragödie, wie man sie sich schlimmer nicht vorstellen kann. Man erwähnt es in seiner Gegenwart besser nicht, aber alle wissen es, es ist kein Geheimnis."
„Was ist das für eine Geschichte?"
„Er hat Frau und Kind bei einem Brand verloren. Im Winter — Ofen überheizt, explodiert." Für den Bruchteil einer Sekunde huschte Mitleid über Nößlers Gesicht. Dann fuhr er sachlich fort: „Diese Auskunft hätten Sie vor einer Woche von mir bekommen, wenn Sie mich da gefragt hätten."
Stendel sah ihn aufmerksam an. „Und jetzt?"
„Tja — da ist was Merkwürdiges passiert. Ich weiß auch nicht,

was ich davon halten soll. Urteilen Sie selbst. Am Mittwoch kam eine Frau zu mir, schrecklich aufgeregt und hell empört. Sie hatte ihre Tochter bei sich, sechs Jahre alt. Das Kind sah fürchterlich aus: Kleid zerrissen, Gesicht zerkratzt, blaue Flecke an den Armen. Es ist nicht zu glauben, aber das soll Schierenberg getan haben."

„Sagt das Mädchen?"

„Ja."

„Und wie stellt sich Schierenberg dazu?"

„Streitet ab, alles ab, was denn sonst. — Ich hab's auch gemeldet. Der Bericht ist gestern abgegangen." Er schüttelte den Kopf.

„Das sieht nicht gut aus." Leutnant Stendel spielte mit dem Teelöffel und dachte nach. Was hatte Schierenberg unternommen, nachdem er mit Heiko den Kirmesplatz verlassen hatte? Das soll gegen siebzehn Uhr gewesen sein. Jetzt war es fast zwei.

Auf alle Fälle war es nun notwendig, die Suche nach Schierenberg zu veranlassen. Dazu mußte er seine Dienststelle anrufen. Stendel stand auf. „Ich danke Ihnen für die Auskunft, Genosse Nößler." Seine Augen suchten das Telefon. „Darf ich mal telefonieren?"

„Drüben", nickte Nößler und zeigte zur Tür.

Noch ehe Stendel sein Vorhaben in die Tat umsetzen konnte, erschien Hauptwachtmeister Suchantke.

Der Genosse hatte gute Arbeit geleistet. Er berichtete, was er über den Ponybesitzer Sanetti erfahren hatte, während Frau Nößler rasch einen kleinen Imbiß zubereitete. Sanetti lebte seit einigen Jahren allein. Er zog mit seinen Tieren durch die ganze DDR, kein Rummelplatz, wo er nicht anzutreffen war. Seine Frau befand sich bei Verwandten in Thüringen. Sie war des Herumziehens überdrüssig und wollte erst wieder zu ihm zurückkehren, wenn er bereit war, ortsansässig zu werden. Interessant war auch, daß Sanetti auf eine zwar kleine, doch beachtliche Reihe von Konflikten mit den Gesetzen hinweisen

konnte. Verbotener Handel mit Benzin in zwei Fällen, zwar nicht nachweisbar, doch vermutlich aus Diebesgut, auch unerlaubter Handel mit Zigaretten. Betrug durch Wässern von Spirituosen. Er galt als sehr kinderfreundlich und hatte es nie ganz überwinden können, daß seine Ehe kinderlos geblieben war. — Leutnant Stendel überlegte: War es möglich, daß Sanetti in diese Angelegenheit verwickelt war?
Suchantke, der zwischendurch seine zweite Tasse Kaffee getrunken hatte, fragte: „Sollen wir den Mann im Auge behalten?"
„Woraufhin denn?"
„Aber wenn es um das Verschwinden eines Kindes geht! Der Mann hat meiner Meinung nach einen Narren an dem Jungen gefressen. Vielleicht wollte er ihn nur ein paar Stunden festhalten... Vielleicht hat er nur nicht gewagt, es einzugestehen. Vielleicht... Ich weiß auch nicht. Manchmal passieren die unglaublichsten Sachen."
„Na gut — um ganz sicherzugehen", sagte Stendel etwas zögernd. „Schauen Sie sich den Mann und den Wohnwagen noch einmal an. Aber vorsichtig, sonst kommen wir in Teufels Küche." Er blickte auf seine Armbanduhr. Es war zwölf Minuten nach zwei Uhr. „Heute nacht können wir in dieser Sache nichts mehr unternehmen. Ich schlage vor, daß Sie uns erst einmal bei der Suche nach Schierenberg unterstützen. Wenn wir ihn haben, vielleicht brauchen wir dann den Schausteller gar nicht mehr. Schierenberg ist seit gestern nachmittag verschwunden."
„Um Gottes willen, nicht noch einer!" platzte Suchantke heraus.
Frau Nößler brachte einen Teller mit belegten Broten. „Greifen Sie zu", forderte Nößler die Genossen auf. Die appetitlichen Schnitten machten großen Eindruck auf Suchantke. Er langte unbefangen zu. Stendel verspürte Hunger, doch keinen Appetit. Er lehnte sich abgespannt gegen das Rückenpolster seines Stuhles und informierte die Genossen über alle Einzelheiten,

die die Ermittlungen der letzten Stunden ergeben hatten. Wieder blieb die Frage: Wohin war Georg Schierenberg gegangen, als er den Kirmesplatz verlassen hatte?
„Vielleicht hat er eine Freundin", mutmaßte Suchantke.
VP-Meister Nößler warf ihm einen schrägen Blick zu. „Das meinen Sie doch nicht im Ernst, Genosse Suchantke. Eine Frau! Dieser Schierenberg würde vielleicht einen Kinderspielplatz besuchen — aber eine Frau? Welcher Gedanke — er würde sich nie mit einer Frau anfreunden."
Stendel blickte nachdenklich vor sich hin. Dann erinnerte er sich daran, daß es gestern nachmittag ungewöhnlich heiß gewesen war. „Es ist kaum anzunehmen, daß ein Mann wie Schierenberg sich in einem überfüllten Bierzelt herumdrängelt. Wenn er ein Bier trinken will oder für sich und den Jungen etwas zu essen kaufen, ist er vielleicht in irgendein Lokal gegangen."
„Wir haben zwei in Eichelberg", warf Nößler ein. „Restaurant ‚Uhlenhorst' ist gleich neben dem Park, und der ‚Schwarze Schwan', der ist ganz am Ende des Ortes, wissen Sie, wo es nach Neukirchen geht. In beiden ist heute was los; Tanz bis in die Puppen. Vor drei hören die nicht auf."
Plötzlich klopfte es. Genosse Bree kam herein. Er brachte die Ergebnisse seiner Ermittlungen: Frau Winter war mit dem Jungen bei einem Handwerksmeister, der eine Autoreparaturwerkstatt unterhielt, gewesen und hatte gebeten, den Wagen abzuschleppen. Der Mann hatte den Jungen, der bitterlich weinte, nicht sonderlich beachtet. Aber er kannte die Frau von der Versicherung, wußte auch, daß ihr Mann gestorben war. Nachdem der Handwerksmeister versprochen hatte, sich um den Wagen zu kümmern, ließ sich Frau Winter ein Taxi kommen. Der Taxifahrer, den man hatte auftreiben können, bestätigte es. Er hatte die Frau mit dem Kind nach Eichelberg gebracht. Der Mann meinte, sie habe den Weg zum Wald eingeschlagen. Ihr ganzes Verhalten sei ihm merkwürdig vorgekommen.

„Wieso?“ fragte Stendel.
„Sie habe sich dauernd umgesehen.“
„Wann soll das gewesen sein?“
„Gegen zwanzig Uhr.“
„Etwa um siebzehn Uhr hat Schierenberg mit dem Jungen den Kirmesplatz verlassen.“
„Schierenberg?“ Obermeister Bree rückte an seiner Brille und blickte fragend von einem zum andern.
Leutnant Stendel überließ es dem Hauptwachtmeister, den Genossen zu informieren. Während er noch einmal die letzten Nachrichten überdachte, stellte er sich folgende Fragen: Hatte Schierenberg Frau Winter getroffen? Hatte er sie gebeten, Heiko mitzunehmen? Sollte sie den Jungen nach Hause bringen? Wenn ja, warum hatte sie es nicht getan? Warum war sie nach Eichelberg zurückgekommen? Sie wohnte doch in der Stadt. Und wo war sie geblieben?
„Frau Winter hat einen Vetter hier“, sagte der ABV, der wirklich alles wußte, was in Eichelberg vor sich ging. „Hat in der Ginsterheide ein Haus, Nummer sieben, gleich neben Doktor Behnke. Heißt auch Winter.“
„Soll ich hin?“ fragte Bree eifrig.
Stendel nickte.
Als Bree die Tür öffnete, stieß er auf der Schwelle fast mit dem Leiter des Suchkommandos zusammen. Der Genosse kam hastiger, als es sonst seine Art war, ins Zimmer und reichte dem Leutnant einen Gegenstand. Es war der schwarze Turnschuh des Kindes, der am Rande der Chaussee zwischen dem Kirmesplatz und Neukirchen-Mitte gefunden worden war.
Im Wohnzimmer war es still. Alle starrten auf den Schuh in Stendels Hand. Ihre Gesichter bekamen einen wachen, konzentrierten Ausdruck. Vielleicht war es ein Irrtum. Vielleicht gehörte der Schuh einem anderen Kind. Aber: Die Vermutung, daß ein Verbrechen geschehen sein könnte, war nicht mehr von der Hand zu weisen.

Es war eine heiße Nacht, ohne Luftzug. Leutnant Stendel streifte mit dem rechten Vorderrad den Bürgersteig, als er scharf bremsend anhielt. Es war die Stelle, wo man den Turnschuh gefunden hatte. Die Genossen von der Volkspolizei hatten die Straße gesperrt. Rute ertönten und das Bellen des Fährtenhundes. Indessen — man hätte ebensogut die Havel durchsuchen können. Der Hund konnte die Fährte nicht finden, es war ein glattes Versagen. Stendel fluchte vor sich hin. Der Junge mußte doch hier entlanggekommen sein. Vom Hundeführer erfuhr Stendel die Gründe des Versagens: Asphaltstraße, große Hitze, belebte Straße.

Die Kriminalisten kehrten nach Eichelberg zurück und besprachen noch einmal alle Einzelheiten. Der Turnschuh mußte ins Kriminaltechnische Institut geschafft werden. Aber vorher mußte er — um ganz sicherzugehen, daß es sich dabei auch um Heiko Waslanders Schuh handelte — von den Eltern des vermißten Kindes identifiziert werden. Keine angenehme Aufgabe, doch für die weiteren Ermittlungen unerläßlich. Dennoch hatte das Zeit bis morgen.

Im Augenblick war es wichtiger, diesem Schierenberg auf die Spur zu kommen. Leutnant Stendel ordnete an, die Gäste in den Lokalen zu befragen. Vielleicht kein besonders aussichtsreiches Unternehmen, aber es bestand immerhin die Möglichkeit, dort einen Hinweis zu erhalten. Mindestens würde es ein Versuch sein, etwas, das man unternehmen konnte. Und das war auf jeden Fall besser, als bis zum nächsten Tag zu warten.

Der „Schwarze Schwan" war voller Gäste. Eine Wolke überhitzter, undefinierbarer Gerüche schlug den Kriminalisten entgegen, Tabaksqualm und Stimmengewirr. Ein junger Mann mit langem Haar und Seehundschnurrbart, der offensichtlich zum Personal gehörte, balancierte ein Tablett mit Schnapsgläsern an ihnen vorbei.

„Kriminalpolizei", sagte Stendel leise. „Wir wollen hier nicht stören. Sagen Sie Ihren Kollegen, daß wir eine dringende Information brauchen."

Der Mann begriff. Er sprach mit der dicken Frau an der Theke, machte einige Gesten und zeigte mehrmals zu den Kriminalisten hinüber. Daraufhin schaukelte die Frau gemächlich heran, hob die Hand ein wenig zur Begrüßung und sagte verwundert: „Kriminalpolizei?"
Suchantke fragte: „Wo können wir uns denn ungestört unterhalten?"
Die Kriminalisten folgten ihr durch einen langen, schmalen Gang in das Büro, das, wie es schien, auch als Warenlager benutzt wurde, denn überall standen Kisten mit Flaschen.
„Sahen Sie gestern am Spätnachmittag einen Mann hereinkommen, der einen kleinen Jungen bei sich hatte?" wandte sich Leutnant Stendel an die Leiterin der Gaststätte. „Der Mann ist klein, nachlässig gekleidet, grüner Strohhut." Er zog Heikos Foto aus der Tasche. „Das ist der Junge."
Die Frau warf einen flüchtigen Blick darauf. „Hab' schon davon gehört, ja." Sie fuhr sich mit den kurzen, dicken Fingern durch die graue Lockenpracht. „Sehen Sie, ich wohn' jetzt beinahe vierzig Jahre in Eichelberg. Da kennt man ziemlich alles, was hier so kreucht und fleucht. Ich kann mir schon denken, welchen Mann Sie meinen — der von der Laube, stimmt's? Aber hier ist der noch nie gewesen. Der muß Antialkoholiker sein."
Die Kriminalisten waren enttäuscht, jedoch nicht bereit, wegen dieser negativen Auskunft aufzugeben. Sie mischten sich unter die Gäste, fragten hier und dort; unermüdlich. Sie hatten schon fast ein Dutzend Personen befragt, als Obermeister Bree in dem Lokal erschien. Er kam von der Ginsterheide. Im Hause Nummer sieben war alles dunkel gewesen. Niemand hatte auf sein Klingeln geöffnet. Nebenan bei Doktor Behnke war eine geräuschvolle Party im Gange, dort hatte er nachgefragt und die Auskunft erhalten, daß Winters sich im „Schwarzen Schwan" befänden.
Da Gerhard Winter im Gasthaus kein Unbekannter war, konnte er mit Hilfe des Kellners schnell gefunden werden. Er

sah reichlich mitgenommen aus und blickte den Kriminalobermeister aus glasigen Augen an.
„Was woll'n Sie? Meine Kusine woll'n Sie?" Die Fragen der Kriminalisten schienen den Mann aufzuregen. „Aber wieso denn? Sie ist doch mit Püppi ausgefahren."
„Ist Püppi Ihre Tochter?" fragte Bree.
„Was dagegen?" lallte der Mann.
Das Kind, das in Frau Winters Begleitung gesehen wurde, soll also ein Mädchen gewesen sein?
Die junge rothaarige Frau Winter, die neben ihrem Mann saß, erzählte völlig unbefangen über Püppis Ausflug mit Tante Helma. Die Kusine hatte sich erboten, am Abend Babysitter zu spielen, weil die Eltern ausgehen wollten. Wahrscheinlich habe sie geschlafen und das Klingeln des Kriminalisten nicht gehört. Frau Winter kam also nicht mehr in Frage. Stendel bereute die Zeit, die sie mit diesen Ermittlungen vergeudet hatten.
Als die Kriminalisten den „Schwarzen Schwan" verließen, bemerkten sie auf der gegenüberliegenden Straßenseite zwei Männer im Gespräch. Im Licht der Laterne erkannten sie VP-Meister Nößler. Er winkte ihnen zu. „Hallo, Genossen!" Er kam näher. „Im ‚Uhlenhorst' war nichts zu machen. Aber ich hab' 'nen Kumpel von Schierenberg aufgegabelt, arbeitet auch in der Gärtnerei. Er sagt, daß Schierenberg einen Freund in Schanzau hat, wo er manchmal übers Wochenende hinfährt. Wie der heißt, weiß er nicht. Aber er hat im Juli eine Neubauwohnung bekommen."
„Wieviel neue Häuser gibt's denn da?" fragte Stendel.
„Eins", sagte der ABV rasch.
Stendel wandte sich an den Mann. „Wissen Sie sonst noch was von dem Freund?"
Der Mann lächelte mit freundlichem Apfelgesicht. „Haben Sie mal'ne Zigarette?"
Suchantke gab ihn eine. Der Mann rauchte behäbig, und seine langsam gesprochenen Worte klangen ebenso.
„Ja also — ich weiß nur, daß er mit Vornamen Otto heißt, daß

er Trompete bläst und daß die Nachbarn alle mächtig sauer sind."
Ein Trompeter, der in einer Neubauwohnung wohnt! Die Genossen blickten sich vielsagend an. Das war mehr, als sie erwartet hatten. Das war ein solider Hinweis.
Nößler sagte: „Ich weiß, wo der Block steht."
Sie fuhren zu viert am Kirmesplatz vorüber, der noch immer im bunten Lichtermeer strahlte. Doch hatte sich die Betriebsamkeit mehr auf den Musikpavillon mit der Tanzfläche konzentriert. Das Polizeiauto raste durch Neukirchen und weiter nach Schanzau. Die Straße lag im Mondlicht und im Schatten der Bäume. Endlich im Scheinwerferlicht das Ortseingangsschild: Schanzau. Rechts und links Häuserreihen. Sie fuhren an der LPG, dem Kindergarten, der Schule vorüber. Dann sahen sie vor sich einen von Straßenlampen angestrahlten hellen Punkt, der rasch größer wurde. Es war ein dreistöckiger Neubaublock, der alle anderen Häuser überragte.
Der Wagen bremste quietschend am Straßenrand. Die Kriminalisten stiegen aus und gingen zu dem Gebäude hinüber. In einzelnen Wohnungen brannte noch Licht. VP-Meister Nößler blieb im Wagen sitzen. Er verfolgte mit gespannten Blicken die Genossen, die beim ersten Aufgang des Hauses stehenblieben. Hauptwachtmeister Suchantke drückte auf den Klingelknopf einer Erdgeschoßwohnung und erkundigte sich nach einem Mann, der Otto hieß und Trompete blies. „Ganz oben", sagte eine verschlafene Stimme.
Während die Kriminalisten zwei Treppen höher stiegen, überlegte Stendel, wie dieser unbekannte Schierenberg zu behandeln sein mochte. Wie sollte er seine Fragen formulieren, ohne ihn zu verärgern?
Die Kriminalisten hatten Glück. Bei Otto Bornemann brannte noch Licht. Der Trompeter erwies sich als ein stattlicher Mann mit silbergrauem Haar. Seine Bewegungen waren träge, doch seine wachen grauen Augen verrieten Intelligenz. „Warum denn? Was wollen Sie von ihm?" erkundigte er sich, als die

Männer von der Krinimalpolizei nach Schierenberg gefragt hatten.
Die Kriminalisten sahen den grünen Strohhut am Kleiderhaken. Suchantke zog seinen Ausweis, stellte sich und die Genossen vor, und während er sprach, veränderte sich der Ausdruck in Bornemanns Gesicht. Er betrachtete die Besucher voller Neugierde und führte sie zum Wohnzimmer.
„Würden Sie uns bitte einen Augenblick allein lassen", wandte sich Stendel höflich an den Hausherrn.
Bornemann warf ihm einen verwunderten Blick zu, nickte aber und blieb im Flur zurück. Obermeister Bree leistete ihm Gesellschaft. Er hatte ein paar Fragen, die Schierenberg betrafen.
Auf dem Tisch im Wohnzimmer standen zwei Weingläser und eine leere Flasche. Schierenberg saß in einem Plüschsessel und blätterte mit einem Kartenspiel. Der Mann war klein, gebeugt, haarig. Stendel erkannte ihn, ohne ihn vorher einmal gesehen zu haben. Er saß da, unrasiert, ohne Kragen und Krawatte, aber mit freundlicher Miene. Ein Hauch von Schäbigkeit lag über der Erscheinung. Er trug einen alten verschlissenen Anzug mit zerknitterter Jacke, und die Armbanduhr an seinem linken Handgelenk erweckte den Eindruck, als hätte sie zwei Generationen überdauert. Für Schierenberg gab es in diesem Fall keine Entschuldigung. Er verdiente in der Gärtnerischen Produktionsgenossenschaft ganz gut, aber er sah vernachlässigt aus.
Nachdem sie sich vorgestellt hatten, begann Kriminalhauptwachtmeister Suchantke mit den Worten: „Wir suchen Sie seit einigen Stunden. Können Sie sich nicht denken, warum?"
Die Frage schien Schierenberg keineswegs zu beunruhigen. „Eigentlich nicht", sagte er gleichmütig. „Aber lassen sie mich nachdenken, vielleicht fällt mir etwas ein." Er betrachtete die Karten zwischen seinen Fingern und schien tatsächlich zu überlegen. Seine nachlässige Art reizte den Hauptwachtmeister. Ohne sich viel um Höflichkeit zu kümmern, fuhr er den keinen Mann an, was er mit dem Jungen gemacht habe.

„Komische Frage." Georg Schierenberg ließ sich nicht aus der Fassung bringen. Er legte die Karten auf den Tisch und zündete sich behaglich eine Zigarette an. Man spürte förmlich, wie wenig ihn das bekümmerte.
Die Falten um Suchantkes Augen traten jetzt scharf hervor. „Weniger komisch, als Sie glauben. Der Junge ist verschwunden, und ich will Ihnen einen guten Rat geben: Erzählen Sie uns, ohne etwas auszulassen, die Wahrheit."
Schierenberg lächelte flüchtig. Er war völlig ruhig, zumindest gelang es ihm, diesen Eindruck zu erwecken. Er schaute den Hauptwachtmeister mit leisem Spott an. „Das ist ja wie im Krimi. Was soll ich denn ausgefressen haben?"
„Wo ist der Junge? Was hatten Sie im Sinn, als Sie ihn mitnahmen?"
„Ich habe keine Ahnung, wovon Sie reden. Vielleicht sagen Sie mir mal klipp und klar, was Sie von mir wollen."
Suchantke warf Schierenberg einen durchdringenden Blick zu. „Sie waren gestern nachmittag auf der Kirmes, nicht wahr?"
„Ja." Schierenberg nickte. „Alle gingen zum Rummel. Da dachte ich, ich könnte eigentlich auch mal hingehen. Die Kinder schwärmten ja schon tagelang davon."
Suchantkes großer Kopf ruckte vor. „Die Kinder?"
„Ja."
„Meinen Sie die Kinder aus der Nachbarschaft?"
„Wen sonst."
„Sie mögen Kinder?"
„Oh, wir vertragen uns bestens."
„Sie gingen also zur Kirmes?"
Schierenberg schlug die Beine übereinander und wippte mit den Fußspitzen. „So ist es."
„Und dann sahen Sie den Jungen."
„Welchen Jungen?"
„Heiko Waslander."
„Ja, der war auch da." Er warf es fast achtlos hin, als ob es kaum der Rede wert sei.

„Sie haben ihn mitgenommen?"
„Warum?" schaltete sich Stendel ein, der bis jetzt der Befragung aufmerksam gefolgt war. Zu Stendels Vorzügen gehörte die enorme Sicherheit, mit der er sich der Mentalität des jeweiligen Gegenübers anpaßte und auf dessen Ton einging. „Wo ist der Junge?" fragte er. „Sie haben ihn doch mitgenommen, Sie müssen doch wissen, was aus ihm geworden ist!"
Schierenberg blickte rasch zum Leutnant hinüber. Erst schien es, als ob er über die Zwischenfrage empört sei. Dann lächelte er. „Sie hätten sehen sollen, wie sich der Knirps gefreut hat, reine weg war er. Nicht mal richtige Schuhe hat er angehabt, solche dünnen Dingerchen aus Stoff, dauernd hat er sie verloren. Na, der Onkel Schorsch hat ihm einen Lutscher gekauft."
„Und ein Eis", sagte Stendel.
„Ist das verboten?"
Bevor Stendel antworten konnte, sagte Suchantke: „Nein, das ist nicht verboten." Sein volles Gesicht, der breite, etwas vorspringende Mund, die Augen, die sich an dem Mann festzusaugen schienen, alles war voll zorniger Ungeduld. „Aber daß Sie den Jungen eine ganze Nacht dem Elternhaus ferngehalten haben, ist verboten und außerdem eine Verantwortungslosigkeit ohnegleichen."
„Ich ihn ferngehalten! Wie kommen Sie bloß darauf?" erwiderte Schierenberg mit unerschütterlicher Ruhe.
„Sie haben ihn aber doch mitgenommen", bohrte Stendel weiter.
„Er wollte ja mit."
„Und was haben Sie mit ihm gemacht? Sie sind jedenfalls der letzte, der ihn gesehen hat."
Schierenberg zuckte mit den Achseln. „Dafür kann ich doch nicht."
Noch eine Weile beantwortete er ruhig weitere Fragen der Kriminalisten. Er sprach mit erstaunlicher Klarheit und hatte auf alles eine Antwort parat. Ja, es stimme, daß er nicht nach

Hause gegangen sei. Er habe von Anfang an die Absicht gehabt, am Abend seinen Freund zu besuchen.
Er warf einen schiefen Blick auf den Leutnant. „Hol's der Teufel. An seiner Stelle wäre ich auch ausgerissen. Der Junge durfte ja reine gar nichts, alles wurde ihm verboten. Und dann den ganzen Tag in der Bude eingesperrt. So kann man doch keine Kinder behandeln. Ihm war einfach der Käfig zu eng geworden, und da brach er aus." Er schwieg einen Augenblick, rauchte und beruhigte sich schnell.
Georg Schierenberg wohnte zwei Jahre in Eichelberg. Er wußte, daß die Leute ihn nicht sonderlich mochten. Aber er dachte nicht daran, deshalb fortzuziehen. Er hatte hier seine Blumen und seine Tiere, und er hatte mit den Kindern des Ortes Freundschaft geschlossen. Es war geradezu sonderbar, wie oft die Kinder wiederkamen, wenn sie einmal bei ihm gewesen waren.
Leutnant Stendel fühlte sich fast erleichtert, als Schierenberg schließlich erklärte: „Also, was Sie denken, ist nicht. Ich habe den Jungen nicht entführt oder dergleichen, vielmehr war es der Fackelzug. Er sah die bunten Laternen und war nicht mehr zu halten, ließ mich einfach stehen, ist einfach mitgelaufen. Ich habe noch gerufen, wollte ihm auch noch folgen, aber ich kam durch die Menschenmenge nicht durch. Ich bin mit meinen fünfzig Jahren schließlich kein Sprinter mehr."
Der Fackelzug! Die Kriminalisten sahen sich überrascht an. Ihre Gedanken gingen den gleichen Weg. „Um fünf?" fragte Stendel. „Um fünf war es ja noch hell."
„Es war weit nach sieben", sagte Schierenberg.
„Aber das Fräulein an der Kasse hat doch gesagt..."
„Dann muß sich das Fräulein eben geirrt haben."
Die Kriminalisten ließen sich sagen, welche Richtung der Fackelzug genommen hatte. Er war vom Kirmesplatz gekommen und in Richtung Ortsmitte gezogen. Wo er sich später aufgelöst hatte, wußte Schierenberg nicht.
Stendel versuchte seine Erleichterung zu verbergen. Er spürte

instinktiv, daß das die Wahrheit gewesen war. Er hielt Schierenberg die Hand hin. „Wir danken Ihnen."
Schierenberg war sicherlich kein Sonderling, eher väterlich und tatkräftig. Nicht übermäßig klug, und mit der Allgemeinbildung war es vielleicht nicht weit her. Auf keinen Fall glaubte er, daß dieser Mann einem kleinen Mädchen das Kleid zerrissen hatte. Wahrscheinlich hatte sich das Kind die Schäden beim Spielen zugezogen und aus Angst vor Strafe die Eltern beschwindelt. Er nahm sich vor, mit den Eltern des Kindes zu sprechen, um die Sache zu klären und die Anzeige zurückziehen zu lassen.

Als die Kriminalisten den Neubaublock verließen, war es drei Uhr vorbei. Der Horizont im Osten wurde bereits hell. Die Männer schwiegen einige Minuten lang, in Gedanken vertieft. Wieso waren sie nicht früher auf den Fackelzug gekommen? Es war doch allgemein bekannt, daß am ersten Kirmestag ein Fackelzug veranstaltet wurde. Wenn Heiko sich dem Zug angeschlossen hatte, war anzunehmen, daß er bis zum Schluß mitmarschiert war. Im Vordergrund stand also die Frage: Wo hatte sich der Fackelzug aufgelöst?
Im Laufe der folgenden Minuten wurde dieser Punkt geklärt. VP-Meister Nößler, der im Wagen auf die Genossen gewartet hatte, konnte Auskunft geben. Endstation des Fackelzuges war der Platz vor der Gemeindeverwaltung in Neukirchen.
Stendel reagierte unverzüglich. Mit einem Blick auf seine Armbanduhr trieb er zur Eile. Jetzt wußten sie, wo sie ihre Nachforschungen fortsetzen mußten. Vom Leninplatz führten sicherlich Wege in verschiedene Richtungen. Es galt jetzt herauszufinden, welchen Weg Heiko benutzt hatte. Dazu brauchten sie die Einsatzgruppe der Schutzpolizei, die seit gestern abend ununterbrochen nach Heiko Waslander suchte. Hauptwachtmeister Suchantke holte aus dem Wagen 'raus, was er hergeben konnte. Sie fuhren von Schanzau die endlose Straße entlang bis Neukirchen. Der schmale Streifen im Osten

wurde immer breiter. Als Suchantke gegenüber dem Gemeindehaus an den Straßenrand heranfuhr, sahen sie neben einer Fernsprechzelle einen Volkspolizisten, der Ausschau hielt. Kaum hatte er die Genossen erspäht, kam er hastig an die Fahrbahn gelaufen. „Genossen!" rief er. „Ich habe Genosse Nößler angerufen. Seine Frau sagt..."

„Gibt's was Neues?" unterbrach Stendel schnell. Und dann erfuhren die Genossen, daß der zweite Turnschuh des Jungen gefunden worden war. Parallel zur Straße, hinter den Gärten, lief ein Waldstreifen. Er endete am Seerosenteich hinter dem Gemeindehaus. Hier wurde der Schuh gefunden. Er lag dicht am Waldrand unter den Akazien, etwa zwanzig Meter vom Seerosenteich entfernt. — Dahin also ist der Junge gelaufen, schoß es Stendel durch den Kopf. Vom Leninplatz zum Seerosenteich. Aber warum?

Volkspolizist Tabbert setzte sich zu den Genossen auf den Rücksitz. „Wir können gleich hier zwischen den Häusern durch, da ist ein Weg."

Der Weg vor dem Wald war schmal und schlecht. Suchantke streifte haarscharf einen Baum, mußte stoppen. Draußen tönte eine Trillerpfeife. Im selben Augenblick gab einer der Volkspolizisten, die hier das Gelände absuchten, ein Zeichen. Er hatte die Reste eines Zuckerlutschers gefunden. Leutnant Stendel und die Genossen sprangen aus dem Wagen, liefen dem Wäldchen zu, das violettfarben im Morgenrot stand. Sie erreichten den Teich. Seerosen, ein Meer von Seerosen, weiß leuchtend.

Einer der Volkspolizisten hatte hier den zweiten Turnschuh gefunden. Die ganze Nacht waren die Genossen unterwegs gewesen, und doch verlor sich jede Müdigkeit, die sie sonst vielleicht gefühlt hätten, in dem Bewußtsein für eine große Verantwortung. Sie maßen und suchten Spuren in diesem Dschungel von wildwachsenden Pflanzen. Rund zwanzig Meter vom Teich fanden sie neben Schuhabdrücken Spuren, die Füße in dem weichen Gras hinterlassen hatten. Nackte Kinder-

füße. Ein kleiner Blutfleck an einem Grashalm, und von dort bis zum Wald wurden die Flecke größer. Aber dann kamen unter Bäumen Stellen kahler Erde, und hier verwischte sich die Spur, ging unter in den Schuhabdrücken unbekannter Personen, verschwand. „Er muß sich am Fuß verletzt haben", murmelte Stendel, den Blick nicht vom Boden hebend.
In gespanntem Schweigen beobachtete Suchantke den schwarzbraunen Fährtenhund. Tasso rannte aufgeregt schnüffelnd hin und her, lief zum Teich zurück, hob den Kopf und bellte. Dann schlug er den Weg zum Ort ein.
Der Genosse mit dem Hund drehte sich um; er erkannte Stendel und nickte ihm zu. „Hallo, Genosse Stendel. Sieht so aus, als hätten wir's jetzt."
„Kleiner Irrtum", sagte Stendel. „Vom Ort ist der Junge gekommen." Er zeigte zu der Stelle hinüber, wo der Hund vorhin so intensiv geschnüffelt hatte. „Was ist mit dem Weg da drüben? Ich meine den da zwischen den Blaubeeren."
„Der soll zum Friedhof führen. Es gibt nur drei Häuser dort, sagte der ABV."
„Und wie lange ist das noch bis dahin?"
„Ungefähr zehn Minuten."
„Versuchen wir's."
„Ja aber... Tasso hat dort abgebrochen."
„Ja, du lieber Himmel", entfuhr es dem Leutnant. „Sehen Sie denn nicht, daß sich der Junge verletzt hat. Vielleicht ist er auf eine Scherbe getreten. Wir wissen, daß ihm die Schuhe zu groß waren. Kann doch sein, daß er sie ausgezogen hat, weil er Angst hatte, sie zu verlieren. Wer weiß, wie lange er barfuß gelaufen ist, ehe er sie verlor. Vielleicht konnte er hier nicht weiter, und jemand hat ihn getragen, jemand, den er irgendwo getroffen hat. Ist doch klar, daß der Hund die Spur da nicht aufnehmen kann. Also bitte, gehen Sie doch mal näher 'ran, Genosse. Da drüben bei den Blaubeeren, wo Sie eben waren."
Der Hundehalter pfiff seinem Hund. „Aufgepaßt, Tasso, alter Kumpel, zeig den Genossen, was du kannst." Er führte den

Hund wieder zu der Stelle hin, wo Heikos Fußabdrücke plötzlich abbrachen.
Und jetzt geschah das lang Erwartete.
Der Fährtenhund schwenkte auf den linken Wegrand. Die Nase dicht am Boden, bog er links in den Zugang zu einer kleinen Siedlung ein, die mitten im Wald lag, und blieb vor dem Hoftor eines der drei Häuser stehen.
Alle waren gespannt, was die nächsten Minuten bringen würden. Das Haus lag wie ausgestorben. Die Männer gelangten in den Hof, gingen am Stallgebäude vorbei. Da stand ein Handwagen. Hinten an der Wand lagen Bretter. Der Hof war nicht groß, die Mauern umgaben ihn wie einen Schacht.
Leutnant Stendel drückte auf den Klingelknopf an der Haustür. Sie hörten das Surren der Klingel aus dem Innern des Hauses.
Nichts rührte sich. Endlich das Quietschen einer Zimmertür. Dann wurde die Haustür von einem etwa zehnjährigen Jungen im Schlafanzug geöffnet, der verschlafen, mit erschrockenen Augen die Männer anschaute.
„Mein Vati ist nicht hier."
„Und deine Mutter?" fragte Stendel.
„Die ist im Krankenhaus", sagte der Junge, und seine Unterlippe begann zu bibbern. „W-was wollen Sie denn?"
Der Junge sah so verwirrt aus, daß Stendel ihm kameradschaftlich die Hand auf die Schulter legte. „Nur keine Angst, mein Junge. Wir wollen nur von dir wissen, ob du den kleinen Heiko Waslander gesehen hast."
Der Junge versuchte zu sprechen, brachte aber vor Erregung keinen Ton hervor. Er konnte nur auf die Tür zum Schlafzimmer zeigen. Die Diele war plötzlich voller Männer; ein paar von ihnen gingen ins Schlafzimmer. Hier fanden sie eine kleine Gestalt, die auf dem Bett lag und schlief: Heiko Waslander.
Dann vernahmen sie das Geräusch eines Motorrades auf dem Waldweg. Man konnte deutlich hören, wie es die Geschwindigkeit verminderte, und in wenigen Sekunden bremste die

Maschine vor dem Haus. Der Motorenlärm erstarb. Der Fahrer, ein dunkelhaariger Mann in Windjacke und Kordhose, war perplex vor Überraschung, als er die Volkspolizisten vor seinem Haus sah.

„Um Gottes willen", rief er. „Was ist denn passiert?"

„Vati!" rief der Junge erleichtert, drängte sich an Stendel vorbei und rannte dem Mann entgegen. „Die wollen Heiko holen."

„Ja aber... Aber ich habe doch ausdrücklich gesagt..." Er beugte sich zu seinem Jungen, fuhr ihm durch die wirren Haare. „He! Hab' ich nicht gesagt, daß du ihn nach Hause bringen sollst?"

Das rundliche Kindergesicht, das dem des Mannes stark ähnelte, nahm einen trotzigen Ausdruck an.

„Wollte ich ja. Wenn er aber doch nicht laufen kann."

„Ach, der kleine Kratzer."

Leutnant Stendel fragte: „Hat Ihr Sohn den Kleinen gestern mit nach Hause gebracht?"

Der Mann sah auf und bemerkte, daß alle ihn fragend anschauten. „Reinke ist mein Name. — Ja, sie haben sich, wenn ich mich recht entsinne, beim Fackelzug getroffen. Ja, so war es wohl — beim Fackelzug." Er blickte wieder auf seinen Sohn. „Stimmt doch — oder?" Der Junge nickte, und der Mann fuhr fort: „Der Kleine tat ihm leid. Er hatte dauernd seine Schuhe verloren und muß dann in irgend etwas 'reingetreten sein. Es blutete ziemlich heftig. — Nun hatte ich auch nicht so die Zeit..." Er atmete tief und ließ die Luft langsam wieder aus. „Na ja, ich behandelte die Wunde, so gut ich konnte, legte einen Verband an — Jürgen sollte ihn nach Hause bringen. — Es tut mir schrecklich leid", sagte er leise. „Aber ich habe meinem Sohn ausdrücklich aus Herz gelegt, ihn nach Hause zu bringen. Na ja, ich nehme an, daß der Kleine müde wurde. Ihm sind wahrscheinlich einfach die Augen zugefallen. Das ist alles — wirklich alles."

Er machte eine kleine Pause, fügte dann betreten hinzu: „Ja

sicher, es wäre richtiger gewesen, mich selbst darum zu kümmern, aber ich mußte zur Arbeit fahren. Ja, wenn meine Frau hiergewesen wäre... Ich bin Kellner im Thalia, und am Sonnabendabend wird es immer sehr spät."

Der Morgen stand funkelnd über den Dächern, als die Kriminalisten mit Heiko in Eichelberg eintrafen. In den Bäumen sangen und pfiffen die Vögel.
Ein paar Minuten später konnte Ruth Waslander ihren Sohn wieder in die Arme schließen. Alle Angst war überstanden.
Sie drehte sich um, lächelte ihren Mann an. Die gemeinsame Sorge um Heiko hatte die Eltern wieder zusammengeführt.
Erik Waslander streckte den Kriminalisten beide Hände entgegen. „Wir danken Ihnen."
„Ach was, wofür denn", brummte Leutnant Stendel. „Wofür?!"

Alle Rechte dieser Ausgabe vorbehalten
1. Auflage · 1971
Verlag Das Neue Berlin, Berlin
Lizenz-Nr.: 409-160/26/71 · ES 8 C
Lektor: Gisela Bentzien
Umschlagentwurf: Heinz Handschick
Gesamtherstellung:
(140) Druckerei Neues Deutschland, Berlin

0,45

31235